



Lichtbild Damerau, Breslau

Altarbild von Ludwig Peter Kowalski in der St. Peter-Paul Kirche in Ohlau

X-5982
4052
11



Der Dberesch¹⁶/e¹¹si¹⁹³⁴er

16. Jahrgang, 7. Heft

Juli

1934

Kowalskis Hochaltar in der katholischen Kirche zu Dhlau

Von Dr. Alfred Schellenberg

Die Aufgabe war: einen Hochaltar im Geiste unserer Zeit zu errichten in einem klassizistischen, dreischiffigen Kirchenbau mit geradem, fensterlosem Chorabschluß. Die Raumwirkung wird hauptsächlich bestimmt durch die von einer Empore geteilten Seitenschiffe und durch den Einfall des Lichtes. Die großen Seitenfenster, die mit dem Boden der Emporen unten abschließen, geben dem Mittelschiff eine reiche Lichtquelle und hüllen den untern Teil der Seitenschiffe in ein Halbdunkel. Das Mittelschiff ist mit einer flachen kassettierten Tonnendecke etwas über die graddeckigen Seitenschiffe erhöht. Der klassizistischen Einstellung entsprechend, erhält dieser Kirchenbau bei der Helligkeit des Lichteinfalls, der im Chor durch die zu einem Loggia-Auschnitt verkleinerten Pfeileröffnungen etwas abgedämpft wird, und durch die Einfachheit der architektonischen Formen fast eher einen protestantischen als katholischen Charakter. Die gerade Linie dominiert. Nur die Rundkanzel am letzten Nordostpfeiler nimmt die Wölbung der Kassettendecke noch einmal als Formmotiv auf. Eine etwas verunglückte allzubunte Bemalung der Kirche – die Felder der Decke tragen goldene Sterne auf blauem Grund, die hölzernen Pfeilerummantelungen sind wie auch die Holzsäulen an den im Osten die unteren Seitenschiffe abschließenden Altären marmoriert – stört unser heutiges ästhetisches Empfinden. Als das Preussische Staatshochbauamt III in Breslau den Entwurf für den Hochaltar aufstellte, paßte es sich mit seiner Einfühlung der Einfachheit und gradlinigen Strenge der architektonischen Bauglieder an. Der Entwurf sah von Anfang an einen etwa 10 m hohen, oben gradlinig abschließenden Baldachinaltar vor, der, direkt mit der Chorwand verbunden, eine Zusammenstellung von 18 über einen Meter hohen Gemälden enthielt. Die Bilder waren so anzuordnen, daß in drei Reihen: links die Geschichte Petri, in der Mitte das Leben Christi und rechts das des Paulus von seiner Bekehrung ab in je 6 Bildern, die man von oben nach unten zu lesen hatte, zur Darstellung kam. Selbst die Szenen der einzelnen Bilder sind mit flottem Strich bereits auf dem vom Hochbauamt als Unterlage für die Ausführung hergestellten Entwurf hingezeichnet.

Als Künstler, der die Ideenflizze zum Leben erwecken sollte, wurde der durch eine ganze Reihe guter Wandbilder bekannt gewordene Maler Ludwig Peter Kowalski gewonnen. Dieser hielt sich zunächst im Thema an die von seinem Auftraggeber gewünschte

zyklische Anordnung und übernahm auch dort, wo es ihm richtig schien, diesen und jenen Einzelzug der vorfizzierten Bilder, bei aller Selbstständigkeit. Da das Gotteshaus den Namen Peter und Pauluskirche trägt, hat der Altar folgende Einteilung erfahren: In der Mitte: Das Leben Christi. Von oben nach unten sind in Einzelbildern dargestellt: 1. Die Geburt, 2. Die Taufe, 3. Das Abendmahl, 4. Christi Tod, 5. Grablegung, 6. Auferstehung.

Linke Reihe (vom Beschauer aus): Das Leben des Apostels Petrus. Von oben nach unten 1. Herr, wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen. 2. Sturm auf dem Meer. 3. Die Verleugnung, 4. Dir will ich die Schlüssel der Gewalt geben. 5. Die Befreiung aus dem Kerker. 6. Petri Tod.

Rechte Reihe: Das Leben des Apostels Paulus. Von oben nach unten: 1. Die Bekehrung, 2. Paulus vor dem Areopag, 3. Bücherverbrennung, 4. Paulus in Schutzhaft, 5. Schiffbruch, 6. Enthauptung.

Dreimal 6 Bilder hatte der Künstler zu malen von einer durchschnittlichen Höhe von 1,06 m und einer Breite von 0,85 m. Kowalski wählte die für diesen Zweck geeignetste Technik der Freskomalerei auf Puzplatten. Die Hauptschwierigkeit lag für ihn darin, die 18 Bilder so zu komponieren, daß trotz der Fülle der verschiedenen Motive sowohl in der Zeichnung wie in der Farbe ein harmonischer Gesamteindruck erreicht wurde. Wenn er auch damit von vornherein rechnen konnte, daß das wundervolle warme Grau der breiten Marmoreinfassung eine gewisse Bindung und Ausgleichung der einzelnen Farben naturgemäß herbeiführen würde, so war damit die Gefahr einer Farben- und Linienverwirrung keineswegs gebannt. Im Gegenteil, Kowalski mußte sehr vorsichtig und sehr überlegt zu Werke gehen, jedes einzelne Bild war nicht nur in sich fertig zu stellen, sondern von vornherein war seine Wirkung zu berechnen auf die Harmonie zu den unmittelbar ihn umgebenden Bildern, also sowohl zur Gruppe wie zum Ganzen. Bedenkt man dabei, daß die von dem Künstler gewählte Technik größere Korrekturen gar nicht zuließ, so setzte die Komposition jedes einzelnen Bildes einen unbedingt sicheren Farben- und Formeninstinkt voraus.

Dieser Altar verlangte bei der großen Figurenfülle und dem vielfachen dramatischen Geschehen irgendwo an einer Stelle einen Ruhepunkt, an dem zunächst das Auge sich festsaugen konnte, um dann sich weiter durch diese und jene Kompositionsmittel führen zu lassen. Und da ist ein Feld, das genau in der Mittelachse nur eine Gestalt aufweist: die Tafel mit dem Tode Christi. Maria und Johannes sind fortgelassen. Schwer hängt der Leichnam des Gottes an dem oben am Rande abschneidenden leicht gebogenen Querbalken, ein Bild erschütternder Einsamkeit und Verlassenheit. Dieses Bild fängt zuerst den Blick auf, aber nicht nur, weil es das einzige unter den 18 Bildern ist, das eine einzige Gestalt in der Mittelachse hat oder weil auf ihm im Gegensatz zu den Bildern seiner nächsten Umgebung die Farben von tragisch-düsterer Stimmung sind, sondern auch darum – und das ist ein bewußtes Mittel künstlerischer Komposition – weil gewissermaßen der Engel in der Befreiung des Petrus aus dem

Kerker (linke Reihe – 2. Bild von unten) und gegenüber in der rechten Reihe der Körper des Paulus in dem Schiffbruch durch die Diagonalstellung wie zwei Zeiger auf das Bild der Kreuzigung hinweisen und den Blick innerhalb dieser Dreieckskomposition zur Spitze hinzwingen. Man könnte im Einzelnen an vielen Stellen ganz bestimmte Kompositionsabsichten des Künstlers – wenn man wirklich zu einer künstlerischen und kompositionstechnischen Analyse gelangen wollte – feststellen, aber überlassen wir das den Kunsthistorikern der kommenden Jahrhunderte.

Betrifft man die Kirche direkt dem Altar gegenüber durch die Tür im Westen, so ist man von der unerhört strahlenden Kraft dieses Altars durch die lichten Töne überrascht. Er wirkt zunächst wie ein wundervoller in Farben und Zeichnung in sich ausgewogener Teppich. Man hat hinter ihm und zu seinen beiden Seiten den Chor in einem neutralen gelblichen Ton ausgemalt, und die Wirkung ist geradezu verblüffend. Dieser Altar bringt es durch seine farbige Ruhe und Klarheit fertig, die aufdringliche Buntheit der übrigen Kirchenbemalung vergessen zu lassen. Und dabei hat Kowalski es sich nicht leicht gemacht und durch Symmetrie Ruhe und Sammlung gesucht, im Gegenteil, wie die beiden Hauptfarben: ein liches Blau und ein gedämpftes Rot über die Gesamtfläche verteilt sind, das ist eine ganz bewusste Asymmetrie, die zur Harmonie zu zwingen letzten Endes eben das Geheimnis der künstlerischen Inspiration ist. So etwas läßt sich nicht nachrechnen, sondern nur erfüllen. Welche Wirkung aber wird erst von diesem Hochaltar ausgehen, wenn man die aufreizende Buntheit der Kirchenbemalung eines Tages beseitigen wird!

Geht man zur Betrachtung der Einzelbilder über, so wird man abschließend feststellen müssen, daß dieses und jenes eine besondere gute Leistung darstellt, daß aber nicht ein einziger Verfasser unter den 16 Bildern sich befindet. Das Leben Christi ist seit einem Jahrtausend in jeder Generation von den Künstlern des christlichen Europa in Millionen von Bildern dargestellt worden. Für die einzelnen Szenen haben sich bestimmte Motive herausgebildet, die bei aller Verwandtschaft im Ganzen doch dem selbständigen Künstler noch genug Spielraum gewähren, Persönliches zu geben. Kowalski wußte das ganz genau. Er hat darauf verzichtet, bei der Komposition der einzelnen Bilder eine besondere Originalität zu entwickeln, er ist mit Absicht in den Bahnen der Tradition geblieben und hat doch aus jedem Bilde etwas Einmaliges, eben „einen Kowalski“ gemacht. Seine „Geburt“ hat in der Komposition nichts „Originelles“, und trotzdem erleben wir das Wunder von Bethlehém aufs neue und wissen, daß es so noch nicht dargestellt worden ist. Das gleiche gilt auch von den übrigen Tafeln. Dieser Hochaltar hat eben die Funktion eines Mosaiks, wo kein Teilchen ohne das Ganze und das Ganze nicht ohne das Winzig-Einzeln zu denken ist. Hätte Kowalski jedes dieser Bilder für einen bestimmten Zweck und bei getrennter Aufstellung gesondert malen müssen, so wäre bestimmt aus jedem Bild etwas anderes geworden.

Dieser Hochaltar der katholischen Kirche in Orlau hat auch in seinem äußeren Aufbau kein Gegenstück. Er ist ganz im Geiste unserer Zeit entstanden, und seine Lösung verrät

Mut. Diese Lösung wäre im Sinne des Auftraggebers nicht möglich gewesen, wenn nicht die harmonische Zusammenarbeit der staatlichen und der kirchlichen Behörde mit dem Künstler diesem die volle Entfaltung seiner Kräfte gesichert hätte. Auch vom Standpunkt des Denkmalspflegers aus ist das Werk als eine Musterleistung anzusehen, denn hier sind alte und neue Zeit zu einer überzeitlichen, im höheren Sinne ewig-gültigen Einheit zusammengewachsen. Das ganze künstlerisch empfindende Schlesien kann auf dieses Werk stolz sein.

Gerade in unsern Tagen erleben wir manchmal, daß dieser und jener Maler unbedingt glaubt, den Heroismus auf die Lein- oder gemauerte Wand bringen zu müssen. Das Resultat ist Krampf, zuweilen sogar ein im Tiefsten zu bedauernder äußerlich heroisierter Kitsch. Aus der Kumpelkammer einer längst abgelebten historisierenden Epoche holt man alte großväterliche Theaterrequisiten hervor, gibt einem Ritter die Hafenkreuzfahne in die Hand, und schon ist der Konjunktur-Ritter fertig, oder man geht bei früheren Malern „frühstückten“ und mosaikiert einen Titanenkampf zusammen, der zwar ein zahlreiches Ahnengerüst, nur kein Blut in sich hat. Man kann „in Heroismus nicht machen“, dieser wird ganz organisch herauswachsen, nicht aus der Generation um die 40 herum, sondern aus denen, die heute auf der Schulbank sitzen.

Der Hochaltar in Ohlau ist nicht heroisch, er ist auch nicht pathetisch. Aber er ist schlicht und in seiner Schlichtheit ehrlich und monumental. Das ist eine Leistung, die unserer Zeit genügt und vor der Zukunft auch bestehen wird.

Ein schlesischer Musiker — Gerhard Strecke

Von Dr. Joachim Herrmann

Eine schöpferische Persönlichkeit in der Musik wie die unseres heimischen Komponisten Gerhard Strecke stellt sich in eigener Weise einer kritischen Betrachtung dar. Der Eigenwuchs seiner Entwicklung und seines künstlerischen Wollens bedarf auch eigenrümlicher Maßstäbe. Seine traditionellen — schulischen Bindungen sind zu gering und schwach, als daß die historische Methode der Darstellung ein erkennbares Bild von dem Wert seines Schaffens und seiner Persönlichkeit geben könnte. Sein Wollen steht zu stark im Widerspruch zu dem Zerfall der Musik, wie er sich seit dem 19. Jahrhundert bis auf unsere Tage in der Alleinherrschaft des sinnlich-instrumentalen Ausdrucks darstellt, der wohl durch die Klassik begründet, aber dann durch das Epigonentum der Romantik bis in die Dekadenz der letzten Stilrichtungen als ästhetischer Imperativ galt. Ja Gerhard Strecke rückt so energisch von der seelischen Verweichlichung in melodischen und harmonischen Gefühlskomplexen, von jenem so verhassten leeren Ästhetizismus ab, daß man fast verleitet ist, das in der Zeit dieses künstlerischen Niederganges so in Mißkredit gekommene Wort eines Gebrauchsmusikers, wie es in seiner edelsten und höchsten Form in der deutschen Musik durch Bach verkörpert wird,

auf ihn anzuwenden. Der Begriff Gebrauchsmusik bedeutet ja zunächst nichts anderes als Zurückführung der Musik aus ihrem abstrakten, ästhetischen Sonderdasein in ein neues organisches Verhältnis zum kulturellen Lebensraum des Volkes. Sie erscheint nicht mehr als Herausstellung weltanschaulicher Schwünche und subjektivistischer Bekenntnisse, sondern ist als ein ursprüngliches Können das Vermögen einer Sprache in Tönen, deren Grammatik eigenen natürlichen Gesetzen folgt. Musik besitzt dann die univiale Ausdruckskraft, die sich an jeden wendet, sofern er nur das innere und äußere Organ dafür bereit hält. Bei Gerhard Strecke liegen die Angeln dieses Wendepunktes einmal in seiner Natur und dann vor allem in der künstlerischen Überzeugung, deren Wurzeln fest in seinen ersten musikalischen Erlebnissen gegründet sind.

Seine ursprüngliche Begabung stammt aus dem großen Erbschatz unserer schlesischen Heimat und seines musikalisch so reich begabten Volkstums. Sie legte ihm die tönende Gabe als Vermächtnis des Blutes mit in die Wiege. Und zum andern begegnet ihm als Sohn eines echten schlesischen Lehrer- und Kantorenhauses die Musik zuerst als Dienerin des heiligen Gottesdienstes. Gerhard Strecke wurde am 13. 12. 1890 als viertes von acht Kindern des Rektors und Chorrektors Josef Strecke in Oberglogau in OÖ geboren. Es war selbstverständlich, daß er in dem unter Leitung des Vaters stehenden Chor der katholischen Kirche als Singknabe tätig war und dann auch als Breslauer Gymnasiast Chorknabe an der Domkirche unter dem damaligen Domkapellmeister Max Fülke wurde. Die „musica sacra“ wurde also sein erstes grundlegendes und richtunggebendes Kunsterlebnis. Oper und Konzert waren ihm in dieser Zeit verschlossen, und nur auf Umwegen suchte sich seine musikalische Leidenschaft ihre Nahrung. Er hielt es schon damals immer mit den fortschrittlichen Musikern, und trotzdem die Klassiker eigentlich den Hauptbestandteil des eifrigen jugendlichen Musizierens bildeten, lernte er doch schon Wagner, Wolf, Bruckner und Reger kennen. Die Kirchenmusik lag damals fest in den Bahnen der Schnabellschen Tradition und in dem süßen weichlichen Instrumentalstil der Fülkeschen Messen. Die um die Jahrhundertwende so in Blüte stehende Neuromantik, die heute doch zum größten Teil wieder verklungen ist, bestimmte wesentlich seine Jugendeindrücke. Aber in der Kirchenmusik fand er die Grundlage für eine ernste religiöse Haltung zur Kunst überhaupt. Das Aufwachen in dem Nach-Wagnerschen Epigonentum mußte seine natürliche Lust am Klang und an der instrumentalen Koloristik ungeheuer anregen. Diese Einflüsse wirkten sich zunächst weithin in seinem Schaffen aus. Die Klaviersätze mancher Lieder zeigen direkt eine virtuose Übersteigerung, ja, sie können sogar in einer fast orchestralen Manier geradezu überwuchern wie in dem Zyklus der 15 Gesänge Rainer Maria Rilkes „Das Marienleben“ (Opus 17). Aber schon das Erlebnis der großen Kontrapunktiker Palestrina und Bach führt zu klarer Entscheidung und Wandlung. Sie wecken sein natürliches musikalisches Empfinden für die germanischen Stilelemente der Polyphonie.

Neben vielen noch mit konventionellen Mitteln arbeitenden, aber in der Harmonik

fortschrittlich immer neue Ausdrucksmöglichkeiten und Farbwirkungen suchenden Werken der Vorkriegsjahre finden sich doch schon eindeutige Merkmale für die Entscheidung. In seinen ersten Liedern, die als op. 2 im Jahre 1910 niedergeschrieben sind, setzte fast unbewußt das Streben nach polyphoner Motivführung ein, trotz starker Abhängigkeit von Wolf und Brahms, und in der Reihe des op. 5 aus dem Jahre 1912 zeigt sich an dem Liede „Der Wanderer“ von Justinus Kerner der Durchbruch schon entschiedener. Eine fünfstimmige Capella-Messe für gemischten Chor op. 6 ist dann der klare bewußte Niederschlag der neuen Entwicklung. Daß diese nicht gradlinig verläuft, verschuldete der Krieg, der ihm wie so vielen anderen die Arbeit jäh unterbrach. Nach Überwindung der üblichen elterlichen Widerstände war es ihm gelungen, das Philologiestudium endgültig mit dem der Musik zu vertauschen. Er holte sich in dem Akademischen Institut für Kirchenmusik in Charlottenburg eine solide theoretische Grundlage und suchte dann in der Meisterklasse von Prof. Georg Schumann an der Akademie der Künste wesentliche Förderung für sein Kompositionstalent, als der Krieg ihn als Vizefeldwebel in das Feld rief. Die übliche Frage, ob dieser äußere Aufenthalt entscheidende Entwicklungsmöglichkeiten unterband, ist in dem Falle Gerhard Strecke müßig. Es spricht gerade für die Gesundheit und Ursprünglichkeit seiner Begabung, daß sein Schaffensdrang, der so plötzlich aus einer schulmäßigen Erziehung gerissen war, nun mit instinktiver Sicherheit sich selbst den weiteren Weg suchte und auch fand. So wie er als Knabe mitten in die musikalische Praxis hineingestellt worden war, so kehrte er auch wieder zur Praxis zurück und zog fortan aus ihr, im besten Sinne autodidaktisch für sein technisches Können Nutzen und Gewinn.

Schon in der französischen Kriegsgefangenschaft, in die er während der Sommeschlacht geriet, setzte sein Schaffensdrang erneut ein. In dem eifrigen musikalischen Lagerleben konnte er sich als Chor- und Orchesterleiter betätigen. Die Aufführung Bachscher und Händelscher Orchesterwerke, vor allem in der barocken Form des Orchesterkonzertes (concerto grosso), gab die Anregung zu der Sinfonietta für Streichorchester mit solistischer Besetzung einer Violine, einer Bratsche und eines Violoncellos. Zu ihren zwei Teilen, einem einleitenden Sonatensatz „Allegro moderato“ und einem Variationensatz kam als dritter später noch eine Doppelfuge hinzu. Noch bedeutamer aber regte ihn der fleißige Kammermusikbetrieb an. Aus dieser ersten tieferen Bekanntschaft mit dem vielleicht edelsten Zweige musikalischer Kunstübung entsprangen gleich zwei Streichquartette. In der heißen Form des vierstimmigen Instrumentalsatzes zeigte er sofort das sichere Stilgefühl für die gleichmäßige Schwergewichtsverteilung des thematischen Materials und seiner Verarbeitung in einem harmonischen Ausgewogensein. Das erste, op. 7, in g-moll, ist noch von einem fast brahmischen Pathos getragen und verrät eine große Freude an koloristischer Bewegung. Das zweite, ein äußerst klangvolles und klangschönes Werk in h-moll, hat nach dem Kriege als op. 10 den Mendelssohn-Preis bekommen. Ein drittes Werk dieser Gattung entstand im Sommer 1924 in der Meißner Zeit, op. 20 d-moll. Es weist

schon stark die breite Pinselführung des Orchesterstils auf, mit dem sich Strecke noch auseinanderzusetzen hatte. Ein viertes Streichquartett in c-dur op. 22 aus dem Jahre 1925 ist bewußt für den Gebrauch in der Hausmusik geschrieben und zeigt für diesen Zweck eine wesentlich einfachere und leichtere Struktur.

Die unglückliche Zeit nach dem Kriege zwang Gerhard Strecke zum Broterwerb. Er war einige Jahre Schulmusiker in Neisse, bis ihn sein Freund Hermann Buchal als Lehrer für Theorie und Komposition an das von ihm geleitete Schlesiſche Konſervatorium nach Breslau berief. Das reiche großstädtische Musikleben vermittelte ihm nun die Kenntnis und Beherrschung des großen Orchesterstils. Vor allem zwangen ihn mannigfache Kompositionsaufträge des Schlesiſchen Senders zu eingehenden Studien. Ihre bestimmten Aufgaben erforderten eine grundsätzliche künstlerische und musikalische Haltung. Seine seit langem zur Überzeugung gewordene Absicht, mit modernen Ausdrucksmitteln doch volkstümlich zu bleiben, sein Streben aus dem äußerlichen, sinnlichen Gefühlsschwang der Straußschen und Weingartnerſchen Orchestermelodik zu einer herben und kraftvollen Wirkung zu gelangen, mußte hier eine starke Unterstützung erfahren. Die 1929 geschriebene und im März 1930 zur Urſendung gekommene romantische Kantate nach der Idylle von Goethe für zwei Solostimmen, Chor- und Blasinstrumente ist in dieser Richtung, da sie sich fast völlig auf eine harmonische Ausdrucksweise stützt, noch nicht eindeutig. Keiner tritt sein Wollen schon in der heiteren Suite für Militär-Blasorchester hervor, die trotz aller Eigenart volkstümlich sein will, und es auch ist. Die Studien für die Funkmusik zeigen einen neuen Stil geistreicher und humoristischer Unterhaltungsmusik, und die bei der ersten schlesiſchen Tagung des Kampfbundes für deutsche Kultur wieder mit starkem Beifall ausgezeichnete „Oberschlesiſche Tanzsuite“ nimmt die charakteristische Melodik und Rhythmik alter ober-schlesiſcher Volkstänze zur Grundlage für ein prächtiges, echt musikalisches Orchester-schauspiel, das dem alten Gut ein neues gesundes und farbenfreudiges Leben wiedergibt. Zugleich mit dieser Suite ist auch die „Oberschlesiſche Kantate“ (op. 46) zu nennen, die ebenfalls ganz aus dem Geiste des ober-schlesiſchen Volkstums geboren ist und in ihren einzelnen Teilen Menschen, Landschaft und Schicksal der Heimat in klaren sprechenden Linien nachzeichnet. Dann zeigen eine ganze Reihe Musiken zu schlesiſchen Hörspielen, „Spinnabend“ von Ernst Schenke, „Schlesiſcher Baudenzauber“ von Hans Christoph Kaergel, sowie eine Karl Hauptmann-Kantate „Aus meinem Tagebuch“ seine strenge, gegen alle herkömmliche Verweichlichung und Verkitschung gerichtete Auffassung des Volkstümlichen, das durch sein eigenes Gesicht und einen kraftvollen Gehalt neue Werte und Wirkungsmöglichkeiten erfährt.

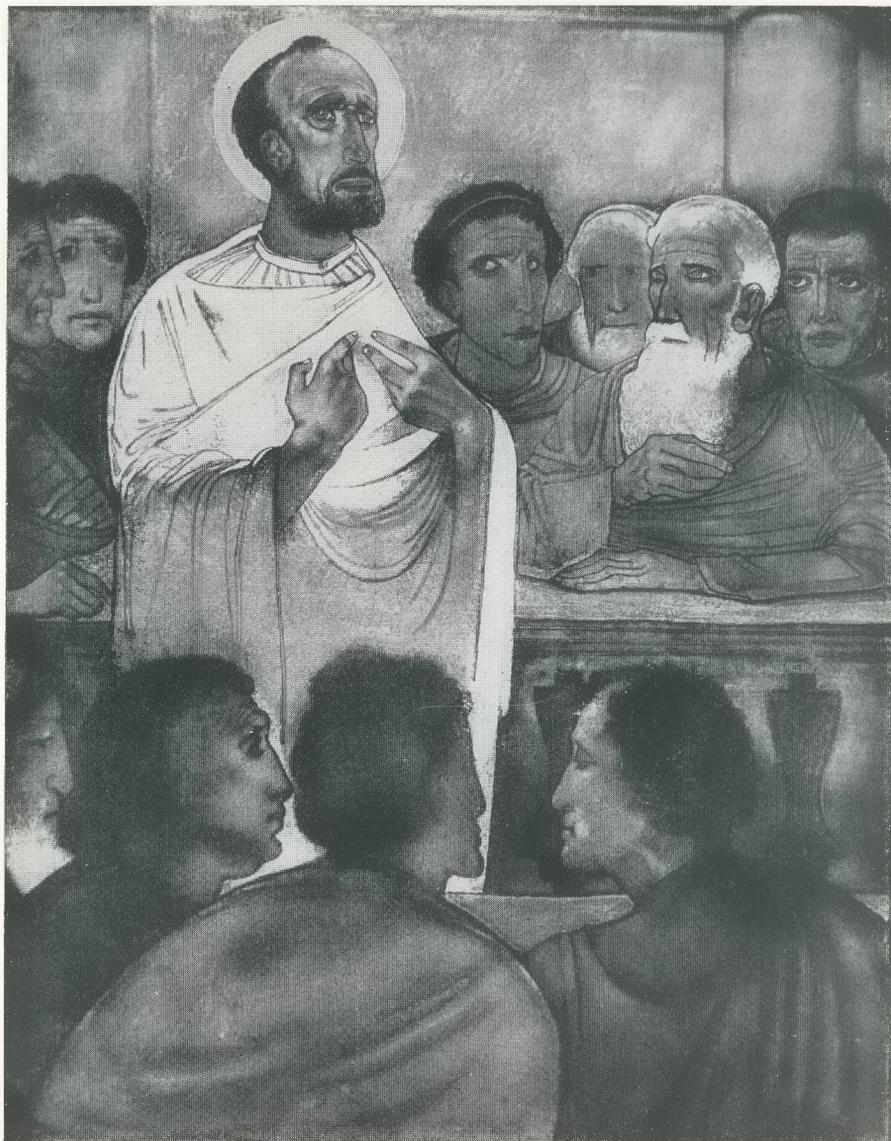
Es ist typisch für Strecke, daß er in seinen Orchester-Kompositionen noch nicht den Weg zur Symphonie gefunden hat, die für jeden Schaffenden bisher eigentlich nächstes Ziel und auch maßgebliche Darstellung seines künstlerischen Vermögens war. Diese absolute Form des Instrumentalstils ist an geistige und gesellschaftliche Voraussetzungen gebunden, deren Umsturz hier zweifellos eine formale Neuschöpfung mit sich bringen

wird und muß. Auch in den übrigen Instrumental-Kompositionen ist Strecke eigentlich nie beim reinen Sonatensatz geblieben. Er liebt den Abwechslungsreichtum der alten Suitensätze und schiebt seinen Streichquartetten gern einen Variationsatz oder einen Fugensatz ein. Aus frühester Zeit findet sich nur eine Klavierfonate op. 11 in Des-dur, die mit freilich stark überbelegerten, aber im Grunde doch konventionellen Mitteln gearbeitet ist. 1927 schrieb er eine siebenstellige Klaviersuite (op. 26), die die alten Formen stilisierter Tänze höchst geistreich und überzeugend zu neuer Sprache bringt. Seine Neigung zur Klavierkomposition ist übrigens sehr gering.

Das Hauptgewicht seines bisherigen Schaffens liegt eigentlich in seinen Volkskompositionen. Die Bindung an das Wort zwingt zu bewußter Begrenzung der formalen Ausdrucksmittel. Und hier zeigt sich auch Streckes Entwicklung und Zielfetzung am eindeutigsten. Die Abklärung von den romantisch-farbenfreudigen Überspannungen des harmonischen Ausdrucks zu einer einfachen und herben Lyrik, ja direkt zu absichtlicher Volkstümlichkeit vollzieht er schon früh vor allem im Lied. Gleich nach dem Kriege schrieb er als op. 13 sechs Lieder im Volkston nach Gedichten der Drostse, von Claudius und Klabund. Es kam ihm grundsätzlich darauf an, mit einfachen und wenigen Mitteln eindringliche lyrische Wirkungen zu erzielen. In den 5 Liedern des op. 21 müssen polyphone Stimmführungen den Ausdruck verschärfen helfen. In den Liedern auf Text von Arnold Mitz op. 27 finden sich wieder einige durchaus romantisch empfundene, wie die „Zuversicht im Herbst“, daneben steht aber das völlig abgeklärte Lied „Einsam“. Es entbehrt jeder melodischen Periodisierung und ist allein auf eine fast rezitierende Sprechmelodik gestellt, die nur von wenigen Harmonietönen gehalten wird, sodaß in einzigartiger Weise die freie Linienführung der Singstimme durch eine innere logische Konsequenz gebunden ist. Sein Drang nach dieser durch das Wort gehaltenen fast unpersönlichen Objektivität veranlaßte ihn auch, die Melodien alter Kirchenlieder des Grasschafter Gesangbuches durch neue Choralweisen zu ersetzen, durch die die frommen Texte wieder ihre ernste feierliche Stimmung gewinnen. Gerade Streckes Bemühungen um die Restauration des katholischen Kirchenliedes und seine Befreiung von aller weichlichen gefühlvollen Sentimentalität sind sehr beachtlich.* In der gleichen Richtung versucht er auch das jetzt wieder so reich in Blüte stehende Soldatenlied durch kernige und herbe Melodien zu veredeln.

Streckes große konstruktivische Begabung für den linearen Stil zeitigte aber die größten Erfolge auf dem Gebiete der Chorkomposition, das vielleicht den am meisten bekannten Teil seines Schaffens einnimmt. Von seinen kirchlichen Kompositionen haben wir oben schon die erste Jugendmesse erwähnt. Sein zweites Werk dieser Art ist eine große Orchestermesse für vierstimmigen gemischten Chor op. 29. Sie will den schlesischen Charakter wahren, ihn aber gleichzeitig mit dem Gewand herber Schlichtheit umkleiden. Erreicht wird dies durch die äußerste Konzentration des thematischen Materials, das im Kyrie niedergelegt ist und dann in den übrigen Teilen durch ständige kontrapunktische

* Man beachte seinen kämpferischen Aufsatz „Nur ein Kirchenliederbuch“ in der ostdeutschen Zeitschrift für katholische Kirchenmusik „Caecilia“ Heft 3, 40. Jahrg. 1933.



Bildtafel vom Ohlauer Altar von Ludwig Peter Kowalski

St. Paulus vor dem Areopag



Lichtbild Damerau, Breslau

Bildtafel vom Ohlauer Altar von Ludwig Peter Kowalski
St. Petrus wird aus dem Gefängnis befreit

Veränderungen und Verwandlungen auf das denkbarste ausgewertet wird. Eine ungeheure Bändigung der Gedanken, eine innere Zucht und Folgerichtigkeit gedeihen zu einer objektiven Abklärung, die nicht einengende Vergewaltigung des Inhaltes, sondern erst seine rechte Freiheit heißt. Offertorien für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres sind in der gleichen Absicht geschrieben. Und die gleichen Stilelemente weisen auch seine weltlichen Chorwerke auf. Wo er einen einfachen harmonischen Satz schreibt, da drängt er immer über den gefühlsmäßigen Ausdruck zu rein musikalischer Wirkung hinaus. Er scheut keine tonalen Ausweichungen, nur um jede Konzession an ein Sentiment zu vermeiden. Seine modulatorische Logik wahrt sich alle Freiheit für eine kraftvolle Größe. Die seit früh auf als Ungerechtigkeit empfundene Vorherrschaft einer melodieführenden Oberstimme wird durch die polyphone Gleichgewichtsverteilung überwunden und ausgeglichen. Das führt freilich zu keiner Vereinfachung, sondern im Gegenteil zu großen und gewaltigen Steigerungen. Die Schönheiten solcher Chöre wie die des op. 16 für gemischten A-Capella-Chor („Proemion“ von Goethe „Zur Ruh“ von Kerner, „Einsamkeit“ von Goethe und „Brautgesang“ von Uhland) werden allerdings nur in einer musikalisch einwandfreien und erstrangigen Wiedergabe offenbar. Das wuchtige „Erntelied“ von Dehmel, das achtstimmige „Lob der Musik“ und die rasende Ragenfuge des „Scherzliedes“ von Goethe, auch die Frauenchöre des op. 26, um nur einige charakteristische unter der großen Zahl zu nennen, sind ausgesprochene höchste Kunstschöpfungen. Ihre ungewohnte Herbheit könnte zuerst den Eindruck des intellektuell Geflügelten machen, aber es steckt zu viel gesunde kraftvolle Sinnlichkeit in ihnen, eine fast derbe Fülle und volle Gedrungenheit des musikalischen Gehaltes. So verlieren sich seine Volksliedsätze für Männerchor mit Instrumenten nicht in leere Spielereien naiver Volkstümlichkeit, sondern halten sich an den inneren Kern. Wie ja überhaupt Strecke trotz seiner starken konstruktivischen Anlagen nie im Formalen stecken bleibt.

Als echter Schlesier, den Strecke nie verleugnet, und zu dem er sich immer offen und ausdrücklich bekennt, trägt er schwer an der Verantwortlichkeit für die Erhaltung der seelischen beständigen Werte, besonders für die Geltung und Anerkennung unserer schlesischen Musik und ihrer Schöpfer, für die er immer wieder literarisch selbstlos eintritt. Sein frisches leidenschaftliches Musikantentum macht ihm diese Last leichter, ja es vermag zeitweise übersprudeln, um sich aber bald wieder abzuklären an dem inneren Gehalt des künstlerischen Vorwurfs. So steht er augenblicklich noch zwischen diesen beiden Kräften und gibt jeder, was sie fordert. Dieser Zustand ist keine Unentschiedenheit, sondern bedeutet nur Unabgeschlossenheit eines noch stark fließenden Werdens, dessen schöne Blütenpracht noch Freude an sich selbst hat, aber doch schon einen reichen Erntesegen verspricht. Er weiß um seine künstlerische Mission, deren Weg er sich selbst so vorschreibt: „Ich suche meine Entwicklung nicht zu überstürzen, sondern nur dem natürlichen Wachstum möglichst günstige Entwicklungsbedingungen zu geben. Die Eroberung des Technischen ist und bleibt eine Lebensaufgabe. Im Seelischen galt und gilt es, gesund zu bleiben und den Mäusen statt den Sirenen Gehör zu schenken.“

Ein Mann im Sumpf

Von Josef Wiestalla

Stefan Kleh, ein Hofbesitzer am Rande der Dchozer Heide, musterte von Tag zu Tag mißgünstiger die Zahl der „Fresser“ an seinem Tisch. „Fresser“ sind sie, gestand er sich zornig ein, denn sie zehrten an der Hofsubstanz. Neun Personen zu Tisch sind zuviel für eine Hofe am Rande der Dchozer Heide. Drei sitzen ohne Not hier. Sie sind alt genug und könnten selbst für sich sorgen. Zumindestens müßte er Zule abschaffen. Der Kerl ist zu unbeweglich, rührt sich nicht vom Ort, lästig wie eine Schmeißfliege. Der Alte hatte es an Andeutungen nicht fehlen lassen, aber Zule scherte sich nicht daran; er sitzt weiter unbekümmert zu Tisch und läßt sich das Essen schmecken, zu dem er nichts beiträgt. Der Bauer haßt das Nichtstun, aber Zule würde schon gern mitschaffen, nur ließen das die Brüder nicht zu; damit Zule nicht erst seßhaft wird. Das war ein stilles Einverständnis unter den Brüdern. Zule sitzt schon drei Monate zuhans, die ganze Zeit seitdem das Sägewerk feiert. Zule hat sich um andere Arbeit umgetan, allerdings nur so im Spazierengehen, kaum über eine Meile hinaus, behaupteten die Brüder. Der Alte hatte ihm Fahrgeld in die Stadt angeboten. Zule hat es abgelehnt, er will nicht in die Stadt. „Die Stadt sagt mir nicht zu“, entgegnete er auf die schüchternen Vorhaltungen der Brüder. „Dort ist übrigens auch nichts zu holen.“ Zule war der Älteste und begegnete den jüngeren Geschwistern mit gutmütiger Herablassung. „Aber was willst du denn hier am Ende anfangen?“ wurde er drängend gefragt. „Das weiß ich noch nicht“, antwortete Zule. „Strengt euch ein bißchen an, vielleicht wißt ihr am Ende einen Rat.“ Er lachte die Brüder, die ihn im Auftrage des Vaters sondierten, herausfordernd an. „Ja, strengt euch nur an, wenn ihr mich loswerden wollt.“ Damit ließ er sie stehen und schlug seinen üblichen Spaziergang zum Olsa-Sumpf ein.

So ging es eine Weile hin und her. Der Bauer faßte sich endlich ein Herz und sagte eines Tages bei Tisch, daß Zules Bettstatt heute nacht belegt sei. Marthas Kind (ihr Mitbringsel aus der Stadt, wo sie eine Zeitlang im Dienst gewesen war) war ansteckend krank geworden und müßte ein Sonderlager haben. Das war richtig, und die Schicksalsfügung erleichterte dem Bauern das Wort. Er konnte ja im Hen schlafen, parierte Zule den Hinauswurf. Nicht gerade dicht oben und schneidender Ost, aber einstweilen . . .

„Nein, nicht einstweilen, für immer! Es geht um die Kost und einiges mehr“, beharrte störrisch der Bauer.

Zule sah sich die Tischrunde an. Die Geschwister gruppieren ihre Blicke um den untersten Rand der großen Eßschüssel, aber Vater und Mutter hielten seiner Musterung stand.

„Wenn ihr nichts Besseres wißt? Dann gehe ich also.“ Zule lächelte gutmütig. Der Vater wollte das Ziel wissen. Zule konnte ihm nicht dienen, er wußte es selbst nicht.

Darüber fing die Mutter zu weinen an und wagte schüchtern einen Aufschub vorzuschlagen. Jule verstand die Mutter, aber die Ermunterung seiner Geschwister lehnte er trocken ab. „Es ist nichts an der Gutmütigkeit, wenn sie einem später leid tut“, sagte er. Er sollte recht behalten, denn die Geschwister machten sich zuerst darüber lustig, daß Jule über die „Bannmeile“ nicht hinauskam. Er trieb sich in der Gegend herum, und man munkelte, daß er irgendwo in der Dehoger Heide hauste. Das stimmte nicht ganz. Er hatte sich in einem verfallenen Fischerhaus am Usa-Sumpf niedergelassen und lebte von Mundraub aus den Swornitzgewässern. Was ihm an Zunahrung fehlte, erstand er aus dem Verkauf geräuberter Fische. Dann machte er sich bei den Holzfällern und Gespannfuhren nützlich und quittierte Tabak und Mundvorrat dafür. Gewissensbisse über die Wildung auf fremdem Besitz plagten ihn nicht, ja er hielt sich noch die Tat zugute, daß er die übrigen Leichräuber in Schach hielt. Er gab sich ihnen gegenüber als der von der Herrschaft neu bestellte Leichwärter aus. Die dauernde Anwesenheit bestätigte seine Anmaßung. Überdies hatte er sich mit Handwerkzeug versehen und werkte hie und da im Sumpfgelände. Zuerst besserte er den Rahm aus, der im Schilfdickicht schon seit Jahren faulte, dann flickte er die Schleusen aus und jetzt traf er Anstalten, einen Zuchtteich abzugenzgen. Ihn dauerte die Brut, die den überhandgenommenen Hechten zum Opfer fiel.

Das Sumpfgelände gehörte einem Freiherrn. Der Baron hatte im großen Krieg zwei Söhne verloren, ein drittes Kind trieb sich irgendwo in der Welt als Landsknecht herum. Vom Kriege her war der Herr Baron „nicht recht in Ordnung“, so umschrieben die Leute höflich seinen Gemütszustand. Er hatte die Herrschaft über seinen Besitz verloren. Die Verwalter bekamen keine oder demoralisierende Befehle und wirtschafteten schließlich nach ihrem Gutdünken. Der Ertrag ging rapide zurück. Der Tochtermann des Barons bekleidete in einem der vielen Interessenverbände, die mit dem Lande zu tun hatten, ein Kavaliersamt und ergab sich den Verwaltern in einem Gönner-Verhältnis. Er schlachtete die Herrschaft restlos für seine Tochtermann-Repräsentation aus. Der Besitz war an einen rückichtslosen Inflationsgewinnler verschuldet, der sich in der Gegend zuerst mit einem Sägewerk niedergelassen hat. Der gräßliche Schwiegervater hatte ihn angesiedelt. Der Inflationsgewinnler gewann durch Grundstücksspekulationen wörtlich an Boden. In wenigen Jahren war er ein großer Herr geworden, der den „Herrn Baron“ zu jeder Stunde aus seiner Rattenburg fegen konnte. Den Sumpf hatte er aus seiner Spekulation ausgelassen, er war wertlos für ihn. „Das Drecksloch könnte der Baron immerhin behalten“, lachte er, wenn die Rede auf den Sumpf kam. „Pußt ihm doch noch den Titel aus“, grinste er. „600 Morgen lassen sich immerhin anschauen“.

Der Sumpf war eigentlich Niemandsländ geworden. Jule Kleh hatte es zuerst erkannt und machte sich dort in aller Gemütsruhe sesshaft.

Der Baron ging mitunter den Enten nach. Er ignorierte vollständig den streunenden Jule. Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Jule war der einsame Jäger ebenfalls Lust.

Der Baron bemerkte wohl die von Zule bewirkte Veränderung, aber er hielt sie für eine Unordnung der Gutsverwaltung. Die Verwaltung interessierte ihn nicht. Sie wurde von dem Inflations-Gewinnler besorgt, der dem Gut einen Inspektor vorgesetzt hatte.

Zule stakete eben den Kahn vorüber. Der Baron verspürte Lust über den Teich zu setzen und rief Zule an. Zule drehte langsam bei. Die Gefälligkeit hätte er jedem anderen auch erwiesen. Der Baron deutete auf die Insel, und Zule steuerte von selbst in den Wind. Er gönnte dem Baron den Durchschuß einer Kette. Sie scheuchten ein Volk auf, und der Baron schoß vier Enten. Er äußerte seine Befriedigung darüber. Zule versicherte ihm, daß er Glück gehabt hätte, denn allzuviel sei hier nicht los. Das Sägewerk drüben wummert den ganzen Tag und hat Unruhe unter das Volk getragen. Übrigens fällt auch der Wasserspiegel langsam, aber stetig. Der Schieber zapft ihn für die Baumschwemme ab.

Der Baron bekümmerte sich nicht um Zules Gerede. Während sie den Teich abstaketen, schweiften seine Augen gelangweilt umher. Zule hingegen begrüßte die Abwechslung in seinem eintönigen Sumpfdasein. Erlebniserfahrung hatte sich in ihm aufgestapelt und drängte nach Mitteilung. Unaufgefordert erzählte er weiter. Das Land hier brauche nicht zu verkommen. Das wäre überhaupt ein dankbarer Sumpf. Sie fuhren gerade den Grenzdamms entlang, der eine Bucht als eigenes Gewässer abschloß. Das war Zules Zuchtteich. Den Damm hatte er jetzt in mühevoller Arbeit fertiggestellt. Es ist schade um die Fischbrut, sagte er. Die Hechte hielten gut Fisch, und Schleie und Karpfen strengten sich unnütz um die Aufzucht an. Das würde nun anders werden. Ein bißchen Ordnung wäre schon geschafft. Was er mit dem Schlagnetz erreichen konnte, ist schon in Sicherheit. Zule denke jetzt daran, den Teich vorübergehend abzulassen, deswegen habe er auch die Schleusen in Ordnung gebracht. Dann sollte das Gericht über die Hechte kommen und ihre weise Verminderung erfolgen. Es ist überhaupt gut, daß er dem Herrn Baron jetzt den Gedanken nahebringen konnte, wegen des Absatzes nämlich. Die Wirtschaft ginge dann mehr ins Große, und Zule müßte den Händlern gegenüber die Verkaufsberechtigung nachweisen. Die hatte er bis jetzt nicht gehabt, für den Zehrbedarf war sie ja nicht notwendig. Er grinste breit. Im übrigen spielte die Teichwirtschaft in seinen Plänen eine untergeordnete Rolle. Der Teich, das wären nur 80 Morgen. Der Stichgraben zur Olsa müßte gesäubert werden, dann könnte dem ganzen Sumpfgelände das Wasser entzogen werden. Die Abzugsgräben quer durch den Sumpf hatte Zule schon markiert. Eine Arbeit für später. Mit der Zeit könnte hier ein Hof dem anderen folgen. (Zule dachte an seine Brüder.) Der Sumpf könnte sogar ein Dorf tragen, wenn zum Beispiel der Randwald dazu käme. Das Sägewerk strebte ja mit seinem Kahlschlag langsam zum Sumpf hinüber.

Jetzt erschrak Zule ein wenig vor der Maßlosigkeit seines Tätigkeitsdranges. Der Herr Baron fand es am Ende lächerlich. Sein Schweigen ließ beinahe darauf deuten.

Jule beschneit darum seine Eroberungsphantasien mit dem gelassenen Hinweis, daß er dies alles natürlich nicht allein schaffen könnte. Man müsse die Arbeitslosen in der Gemeinde dafür gewinnen. Andere Interessenten, wie zum Beispiel der Herr Baron, die Behörden usw. erschienen ihm nicht so vordringlich. Das würde so mit dem Arbeitszuge erledigt werden. Wahrscheinlich spiele auch Geld eine Rolle. Nun, er brauchte ja auch kein Geld. Daran sollten seine Pläne nicht scheitern, im Arbeitszuge lenkt sich alles ein, dachte er. Um den Vergnügungsumpf wäre es allerdings geschehen, nickte Jule dem Herrn Baron herablassend zu. Man müßte in der Zeit denken, Lotterwirtschaft macht sich jetzt garnicht bezahlt. Ob ihm der Herr Baron das nicht nachdenken könnte? fragte Jule.

Der Baron schwieg. Ihn beschäftigte eine dunkle Vorstellung von der Auffässigkeit des kleinen Mannes. In den ersten Revolutionstagen war es auf dem Gutshof bunt zugegangen. Landagitatoren zogen von Dorf zu Dorf und versammelten auch auf den Gutshöfen das Gesinde um sich. Der Mann im Kahn erinnerte ihn an vergangene Tage. Damals war auch von Lotterwirtschaft und Baronsvergüügen die Rede gewesen. Freilich war damals der Horizont weiter gesteckt worden, und ein Paradies wurde den Hören vorgeankelt. Zum Schluß klang alles in blutrünstige Musik von Mord und Totschlag aus. Dieser Schluß hatte ihm den Überdruß an den Leuten erweckt und seine Tatkraft so weit herausgefordert, daß er den Spuk bald unterband. Ein paar Flinten genügten zur Einschüchterung.

Der Mann im Kahn stand nicht in Rednerpose. Es war ein seltsames Partnergespräch in einer Einöde, die mit dem Ursprung einer neuen Weltvorstellung im Einklang stand. Die Sicherheit des Mannes im Kahn war in seinem Nichtssein begründet. Was redete er da, was galt er denn überhaupt? Der Baron fand keinen Anknüpfungspunkt für eine Gegenüberstellung. Der Mann war nicht einmal lästig, höchstens überflüssig. Seine Rede war dem Baron nicht weiter eingegangen.

Auf eine Geste hin landete Jule den Baron. Der Baron schritt ohne Gruß fort, wandte sich aber nach ein paar Schritten um und deutete mit Handgebärde in die Weite: „Scher dich fort!“ rief er Jule zu.

Jule bekümmerte sich nicht weiter um die Aufforderung. Er grinste dem Davonschreitenden nach. „Alter Baron!“ Das war alles, was er dagegen zu sagen hatte.

Der Baron dachte erst wieder an Jule, als er ihm auf einem Pirschgang das zweite Mal begegnete. Jule bastelte an einer Schleuse, und der Baron gefellte sich dazu. „Du sollst dich fortscheren!“ herrschte er Jule an. Jule nickte herablassend und tat, was ihm gurdünkte. Er hatte eine Bohle auszuwechseln. Der Baron spürte das Nichts und ging wieder seiner Wege. Der störende Eindruck blieb ihm aber haften, und so beauftragte er den Gutsverwalter, einem streunenden Burschen dort im Sumpfgelände die Grenze zu weisen. Der Verwalter bedachte, daß er von dem Baron keinen Befehl entgegenzunehmen brauchte. Dein Dreckloch geht mich garnichts an, das dachte der Gutsvorwalter und gab den Auftrag nicht weiter.

Jule säuberte auf eigene Faust den Stichgraben zur Alsa, als ihm der Baron wieder einmal begegnete. Der Baron schritt aber wortlos vorüber. Auf die zweite Mahnung reagierte der Gutsverwalter weisungsgemäß. Der Cumpf ginge ihn nichts an, sagte er. Wenn der Herr Baron mit dem Burschen nicht fertig wird, dann wäre dem Amtsvorsteher ein Wink zu geben. Der hatte ja die Polizeivollmacht für diesen Bezirk. Der Amtsvorsteher fand den Fall nicht protokolllreif. Er schickte nur seinen handfesten Inspektor hin, die Sache in Ordnung zu bringen. Der Inspektor, mit dem Gesichtshorizont einer Vorsteherrüde, führte einen Befehl aus. Das war seine ganze Selbständigkeit, tiefer ging ihm die Welt nicht ein. Er stellte Jule gewissenhaft und verbellte ihn nachdrücklich. „Wenn du dich hier ein zweites Mal sehen läßt, dann schlage ich dir die Knochen zusammen!“ lautete seine Warnung. „Das Geringste übrigens, das dir geschehen kann“, fügte er noch aus eigenem Antriebe hinzu. Für Landstreicher gebe es außerdem noch ein Gefängnis oder Arbeitshaus.

Jule Kleh war dem Gesellschaftsdruck begegnet und fügte sich drein. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig. Er hätte noch sein Bündel zu schnüren und einige Sachen in Ordnung zu bringen, wagte er einzuwenden. Der Inspektor kniff ihm den Arm und stieß ihn auf den Weg. Jule ergab sich in sein Schicksal. Der Druck lastete schwer, mühsam richtete Jule seine Schritte aus, als ob er den hilfselehenden Cumpf an seinen Beinen fortschleifen müßte. Am Leichgehölz, wo der Weg in die Weite stieß, drehte er sich noch einmal um. „Ach die Menschen!“ stöhnte er. „Sie bedenken nicht einmal den Tag. Sie fürchten immerzu den Morgen. Uns trennt eine Nacht!“ — — — Ein drohender Zuruf scheuchte ihn weiter. Er trabte an, denn der Inspektor versuchte ihn einzuholen.

„Verdammte Schmeißfliege!“ zürnte der Inspektor im Lauf.

Jule Kleh wurde nicht mehr in der Gegend gesehen. Seine Spur ging verloren.

Schätze und Schicksale in Bodenwinkeln

Von Gertrud Aulich

Eines Tages fuhr ich, einer drängenden Sehnsucht nachgebend, „aufs Land“, etliche Bahnkilometer von der Stadt entfernt und trat bei einer ehemaligen Schulfreundin von mir ein, die dort Lehrerin ist. Sie erzählte mir sofort, daß sie, „dem Zuge der Zeit folgend“, ihre Ahnenreihe nach rückwärts verfolgt habe, ich möge raten, mit welchem Ergebnis. Sie sagte das lachend und strahlend, während sie Kaffee aus einer alten bauchigen Kanne einschenkte und sah mich erwartungsvoll und mit einem Ausdruck der Überlegenheit an, der mich ein wenig verwirrte. Ich wußte, daß ihre Eltern in meiner Stadt irgend ein Geschäft betrieben, aber schon ihre Großeltern waren im gleichen Kreise Bauern gewesen, ihre Großmutter war erst vor einigen Jahren, fast hundertjährig gestorben. — Nun, rätselte ich an ihrer Frage herum, du hast doch nicht etwa einen regierenden Fürsten unter deinen Ahnherrn gefunden, wie? . . . Das . . . würde ich verschmerzen können, lehnte sie scherzend ab. Oder, rief ich weiter, vielleicht hast du einen verborgenen Schatz entdeckt.

Zawohl, rief sie lebhaft, erraten! Und was für einen Schatz . . . schau her! – Damit muß sie die Tür zu einem Nebenraum auf und ich sah . . .

Ich sah mit entzücktem Staunen eine Bauernstube aus dem vorigen Jahrhundert, mit Spind und Tisch und Glaschrank und einer alten Wiege, die in zwei Holzbügeln schaukelte, ich sah Spiegel und Bilder und Gerät, alles Dinge, die in Stoff und Form und Ausführung nur deshalb aus unserm ach so verfeinerten Zeitgeschmack fielen, weil sie in ihrer wundervoll guten Zweckmäßigkeit einfach zeitlos waren. Da war ein Spind aus Birnbaumholz, derb, glattkantig, mit einer eingelegten Rosenholzleiste und einem gehämmerten, diebesichern Schloß, ein Prachtstück seiner Art, das dem Zahn der Zeit und dem gefräßigen Holzwurm gleichermaßen widerstanden hatte und noch heute aussah, als wollte es die Ewigkeit überdauern. Da war eine lederüberzogene Bank mit Schnitzereien, die eine feste geübte Hand aus dem harten Holz herausgearbeitet hatte, keine aufgepappten Schnörkel, wie sie von Maschinen grosweise hergestellt werden. Die Seitenlehnen dieser Bank, bereits in ihrer alten Art neu aufgepolstert, weil die Mäuse den früheren Lederüberzug aufgefressen hatten, liefen in einem Hundekopf aus, während die Mittellehne in zwei überkreuzte Flügel eines Fabelwesens, halb Vogel und halb Drache sich aufteilte. Da stand ferner ein stämmig grader Tisch, mit den vier Beinen unverrückbar aus der Diele gewachsen, kein Möbelstück im üblichen Sinne, vielmehr ein Hausgenosse, der Anspruch auf seinen Platz hatte und ihn denkbar gut ausfüllte. Drei Stühle, wovon der eine leider auf falschen schlecht nachgemachten Beinen stand, dunkel gebeizt, mit einem geschnitzten Herzen in der Lehne und nett geblühten aber überflüssigen Kissen am Sitz, umgaben den Tisch, wie Kinder eine Mutter umstehen mögen, wenn sie drauf und dran ist, vom Brot dicke Scheiben herabzuschneiden. Auf dem Tisch lag eine grobgewürfelte Decke mit kleinen hineingestickten Mustern „von Großmutter's Hand“ . . . Die gleiche Decke über der gewölbten eschenen Truhe, die mit breiten geschmiedeten Messingbändern und Schließen unter dem Fenster stand. Die Griffe dieser Truhe, massiv und glänzend an beiden Seiten hängend, bildeten zwei sich anzischende Schlangen mit gestielten Köpfen und züngelnden Rachen. Ich betrachtete dieses Stück besonders, ich wollte den tiefen Deckel hochheben, da ich vermutete, daß im Bauche der Truhe noch andere Schätze zu finden sein würden, aber die Lehrerin schob mich weiter. „Später“ sagte sie, sieh dir doch erst mal diese „Vitrine“ an, ist sie nicht wunderhübsch? Was für helles Holz das ist? Kirschholz. Die Scheiben habe ich allerdings bis auf die mittlere neu einsetzen lassen, es trieb sich ja alles auf Speichern und in Bodenwinkeln herum, die liebe großstädtische Verwandtschaft war froh, diesen verstaubten Kram loszwerfen, ich bekam alles beinahe nachgeworfen. Sie öffnete die Glastür mit dem sauber eingelegten Rahmen und wies mit Stolz und tiefer Freude auf verschiedene Dinge: Glas, Porzellan, Silber. Meine Großeltern, erläuterte sie, waren ja nicht gerade reich, aber mein Urgroßvater, von dem dies alles stammt, war Großbauer und Scholze. Sie hob einen schwer silbernen dreiarmligen Leuchter heraus, ebenso ein handgeschmiedetes Kreuzifix mit vergoldetem Fuß, sie wies auf die vielen bunten gemalten Teller, auf gebrannte Tonkrüge und kunstvoll mit Perlen eingelegte Gläser und Schalen von vielfarbigem Glas. – Bekamst du das auch nachgeworfen?

fragte ich, auf den kostbaren Inhalt des Schrankes deutend. – Beinahe, gab sie zur Antwort. Das Silber freilich, das Porzellan und Glas holte ich mir von zuhause. Mein Vater, als „direkter Erbe und Nachkomme“ hob alles in Kisten und Kisten auf. Aus Pietät. Die Kisten lagen dann in Kellern und auf Böden herum, Mama war als Kaufmannstochter so sehr fortschrittlich, das alte „Zeugs“ genierte sie, es paßte so gar nicht zu der „modernen“ Wohnung. Gott, sie sah wohl, daß es kein wertloser Ramsch war, deshalb kam es auch nicht zum Trödler, aber es war so schrecklich unmodern, „voriges Jahrhundert“ und so wanderten Werte aus einem Bodenwinkel in den andern. . . Werte und Schicksale.

Ich sah meine Freundin an. Es fiel mir ein, daß vor nicht allzulanger Zeit auch sie so sehr fortschrittlich gegen alles „Unmoderne“ eingenommen war, gegen Großväterkram und Pietätsduselei.

Ich glaube zu erraten, was du denkst, sagte sie und senkte errötend das Gesicht. Ich gebe zu, daß auch ich nicht besser und vernünftiger war. . . Gott, wie dumm und eingebildet waren wir doch alle. Gottlob, daß mit dem Wandel der Zeit auch wir gewandelt wurden zur Erkenntnis des Wahren und Echten, das über jede Zeit hinaus ewigen Bestand hat. Ich sprach vorhin davon, daß in diesen Dingen nicht nur Werte sondern auch Schicksale verborgen seien. Aber mit den vor Überhebung blinden Sinnen von gestern, wie hätte ich sie wahrnehmen können? Wir dachten ja nicht über uns hinaus, weder in die Zukunft noch in die Vergangenheit. Sieh diese Kinderwiege z. B. Sie ist alt und brüchig, unmodern, unpraktisch, kein Gegenstand mehr, aber das Symbol von viel Größerem. Durch Jahrzehnte stand sie an ihrem guten Ort, immer zu ihrer wundervollen Bestimmung bereit, jedes Menschenschicksal nahm durch Generationen hindurch von ihr seinen Anfang, sie wurde der Mittelpunkt von Märchen, Sagen, Liedern, der Mittelpunkt einer tiefen Liebe und eines stillen verschollenen Glücks, das mir manchmal wie eine Ahnung im Blut umgeht. Und sieh diese alte Uhr und schau diese verblaßten Bilder mit den seltsamen Rahmen darum. Jede Leiste besteht aus hunderten von Körnchen, Reis, Weizen, Hafer, Bohnen. Nicht etwa hingeschludert auf einen Brei von Leim, vielmehr alles in zäher lieber Geduld zu einem kunstvollen Mosaik verwoben, hier ein Ornament und da eine Arabeske, ein Blütenkopf oder nur ein Insektenleib. Nichts von diesen Dingen, die du hier siehst, ist tot, alles spricht seine stille Sprache von Menschen und Geschicknissen, alles ist ein formgewordener Ausdruck für Freude und Sehnsucht, für Leid und Erfahrung nicht nur eines Lebens. Es ist, als ob die Menschen, die mit diesen Dingen aufwuchsen und verwuchsen, nur für eine Weile fortgegangen wären, um bald wieder zu kommen, lächelnd, gläubig und stark, an Erde und Himmel preisgegeben, aber mehr an die Erde. Menschen wie wir, aber einfacher und deshalb größer im Schaffen, Wirken und Ertragen. . . .

Sie schwieg, als schäme sie sich, so viel und so eifrig gesprochen zu haben, sie ging plötzlich zu der alten Truhe und hob den Deckel auf: Da sieh, auch hier Werte und Schicksale, . . nein, nur Schicksale, verbesserte sie sich. Sie hob liebe, gute vergessene Dinge ans Licht, die gleichwohl schon durch sie in ihrer frohen Auferstehung begriffen waren: Kleider und Kopftücher, zum Teil gut erhalten, mit vergilbten Spitzen und

verblaßten Bändern, mit Seide und Perlen eingestickte Schürzen mit ausladenden Motiven, sie hob behutsam den bröckelnden, glitzernden, aus Blumen, Bändern und Perlen geflochtenen Brautkranz der Großmütter und Urgroßmütter. Sie strich liebevoll über ein verwittertes Gesangbuch mit geborsteneinm Einband. Ich sah zuunterst eine krummgebogene Wachskerze, wie sie Sterbende ihres Namens in ihrer letzten Minute umklammert halten mochten . . . und wieder sah ich bunte Andenken an Laufe, Einsegnung und die Feste des Jahres. Naive Bildchen, plumpe Rosenkränze, verbrauchte Palmwedel, lustige Ostereier, schon mürb zerfallend, ein dickes Familienalbum in ver-schossenem Saft.

Indes ihre Hände zärtlich und sorglich jedes Ding wieder an seinem Platz ordneten, sagte sie, den Deckel schließend: Verstehst du, daß ich mit dem allem – sie wies rund-um – nicht mehr allein und einsam bin? Dinge haben wie Menschen Mund und Sprache . . . und diese mir lieben Dinge von Menschen meines Blutes und meines Namens haben ein Herz, das ich manchmal schlagen höre, wenn es ganz besonders still in mir ist.

Ich gab ihr die Hand und verließ sie mit dem Wunsch und Willen, nach ihrem Bei-spiel die Vergangenheit in meinen Ahnen und Urahnern lebendig zu machen. Aber ich weiß, es wird beim Willen bleiben. Ich lebe zu sehr in der Zukunft. Und die ist wohl eine gute Vergangenheit wert.

Der Schnitter

Von Erich K. Koniegan

Zumitten goldener Fluten, Schritt für Schritt,
er unaufhaltsam seine Sense schwingt,
die Halme rauschen, seine Sense klingt,
die Halme zittern, fallen – Schnitt für Schnitt.

Im ersten Sun erfasst ihn Furcht und Glück,
es drängt ihn vorwärts, rasch sein Werk zu enden,
was er dereinst mit hoffnungsvollen Händen
Gott anvertraut, erwirbt er nun zurück.

Es gilt, ein Gut, gegeben hundertfach,
zu bergen unverfehrt in sicherer Hut,
und Dank und Sorge pulsen ihm im Blut –
noch ist die Frucht nicht unter sicherem Dach.

Wie hohe Sendung scheint ihm seine Pflicht,
die Müh' erheischt, damit die Menschen leben,
Gott hat das Brot in Schnitters Hand gegeben
und überstrahlt sein Werk mit heiligem Licht.

Glücklich umschwebt vom Dufte reifer Ähren
schwingt er der Sense Stahl im weitem Bogen,
durchschreitet sieghaft fruchtbeladene Wogen –
und still läßt Mutter Erde ihn gewähren.

Gimsdach und Schopfdächlein

Von Viktor Kindsfleisch / Gleiwitz

Wer Polen und die Slowakei kennt, der kennt auch jene überaus engen Dorfsiedlungen, die, obwohl niedrig und aus Holz gebaut, dem Sonnenschein oft nur so wenig Zutritt gestatten, daß die Gassen ewig naß und feucht bleiben, durch Regen und Abwässer. Knüppeldämme müssen den Verkehr zwischen den braunschwäzlichen Häuschen vermitteln. Und dieser Verkehr ist rege; denn in diesen Dörfern wimmelt es von Menschen und Tieren, die ja bekanntlich gemeinsam unter einem Dache haufen. Alles ist überfüllert und zusammengepfercht. Und alles ist verwöhnt, bis aufs Letzte ausgenutzt, jeder Winkel von Kindern, Gänsen, Schweinen abgetreten und ausgetreten. Was man sieht, jegliches Ding besteht aus Holz, das Haus, der Zaun, der Gassenbelag, die Gerätschaften. Auch die Nase muß das bestätigen; denn es riecht allenthalben nach Vieh und Dung, aber gleichzeitig auch immer nach schwelendem Holz, das ja allein verfeuert wird und seinen beißenden Qualm in allen Räumen und Lücken ablagert. Wahrlich, eine Symphonie in Holz, wahrnehmbar für alle Sinne.

Und so ist es Jahrhunderte hindurch gewesen und geblieben. Eine gute Vorstellung von dieser engen Siedlungsweise gibt in unserem Gau die kürzlich in Dppeln ausgegrabene slawische Niederlassung auf dem Burgfelde.¹ Auch hier besteht alles aus Holz, dem Holz ist damals auch in Oberschlesien so gut wie wertlos gewesen und hat also immer einen nicht nur sehr brauchbaren, sondern auch billigen, weil in jeder Beziehung naturgegebenen Baustoff geliefert. Häuser aus Stein wurden kaum errichtet. Weshalb auch die Kosten und die Mühe! Zumal Holz die wärmsten Wohnstuben und Ställe abgibt. Freilich, brennt einmal ein solches Dorf ab, so bleibt auch nichts mehr übrig; im nächsten Jahr verrät nur üppig wucherndes Unkraut den ehemaligen Siedlungsplatz. Auch die hölzerne Brunnenfassung ist verbrannt, und man muß beim staunenden Umherwandeln auf dem hier und da noch schwarz verkohlten Boden sehr darauf achten, daß man nicht plötzlich in solch einer Öffnung versinkt. Der Krieg brachte manchem von uns solche Eindrücke, aber auch heute noch ereignen sich solche vernichtenden Brände in der Slowakei immer wieder einmal.

Wie selten noch bis in die Neuzeit hinein auch in den ober-schlesischen Dörfern, ja sogar in den Städten, Steinhäuser waren, ist u. a. nachzulesen bei Lutsch.²

Die Holzhäuser des Ostens wurden sämtlich als Blockhäuser errichtet. M. Hellmich³ vertritt die Ansicht, daß nordische Stämme auf ihren Wanderungen und Zügen nach Osten und Südosten diese Bauweise mitgebracht und auch bei den Slawen eingebürgert hätten. Leider wird nicht erwähnt, wie vorher in diesen waldbreichen Gegenden

¹ Abbildungen im „Oberschlesier“, Oktoberheft 1932 (als Sonderdruck Hest 17 der Reihe „Aus-Oberschlesiens Urzeit“, Oberschlesierverlag Dppeln), sowie in A. Hadelst, Deutsche Kulturdenkmäler in Oberschlesien. 1934.

² Die Einleitungen im Bd. IV, 2. Hälfte, des Verzeichnisses der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. 1894.

³ Der Oberschlesier, Hest 11. 1932.

gebaut worden ist. Jedenfalls dürfte, sobald einmal Beil und Säge hinreichend vervollkommen und die Menschen sesshaft geworden waren, der Blockbau hier der einfachste und natürlichste gewesen sein. Dagegen ist mit B. Schier⁴ und W. Grundmann⁵ ohne weiteres zuzugeben, daß die verfeinerten Balkenverbände, wie Hacken- und Schwalbenschwanzverblattung, unter deutschem Kultureinfluß erst im 17. und 18. Jahrhundert im Osten Verbreitung erlangten.

Der Blockverband erstreckt sich naturgemäß nur auf die senkrechten Wände des Hauses. Denn nur Verblockung und Schwerkraft halten die wagerecht liegenden Stämme zusammen, keinerlei Nägel und Klammern. Das Dach ist schräg mit Rücksicht auf Regen und Schneelast und auch an den Schmalseiten schräg, als Walmdach, ausgebildet. Spitzwinklige Giebelwände können im Blockbau nicht ausgeführt werden, weil ja dort nach beiden Seiten hin ein solcher Verband nicht möglich ist.

Nun drang schon frühzeitig seit dem 12. und 13. Jahrhundert⁶ das Giebelhaus oder besser gesagt die Giebelform, erwachsen aus steinernem Material, von Westen nach Osten vor. Wollte oder mußte man hier aber beim Holzbau verbleiben, so entbrannte naturgemäß im dreieckigen, dem Untergeschoß aufliegenden Giebelfelde der Kampf der beiden Bauformen. So zweckmäßig der neue Giebel für eine Vergrößerung des Bodenraumes – der meist auch Speicher ist – erscheint, so wenig entsprach seine steile Fläche dem aus Jahrtausendealter Gewohnheit entsprungenen Geschmack des Ostmenschen. Er versucht dem Walme soweit wie möglich treu zu bleiben und wenigstens seinen untersten und obersten Teil beizubehalten und mit der senkrechten Giebelfläche zu vereinigen. Die Folge ist unten das Simsdach und oben das Schopfdächlein. Beide kommen auch einzeln für sich allein vor, in den weitaus meisten Fällen aber zusammen und gleichzeitig. Es wurde eben vom alten Walmdach soviel gerettet, wie nur zu retten war. Und an dieser Gatte hielt man auch fest, als man in den letzten Jahrzehnten dazu überging, den hölzernen Blockbau durch steinerne Wände zu ersetzen. Das Giebeldreieck wurde auch dann zunächst noch nicht in Stein ausgeführt, sondern verblieb in Holz, samt Simsdach und Schopfdächlein.

Daß diese beiden Walmüberbleibsel auch praktischen Zwecken dienen können, soll nicht geleugnet werden, etwa um den Regenanslug von der Wand oder einer gelegentlichen Bodenluke abzuhalten. Aber nicht immer liegt diese Absicht vor, vor allem dann nicht, wenn die Giebelseite nicht auch Wetterseite ist. Auch kann ein kräftiger, bestimmt leichter herzustellender Bretterbeschlag, wie es auch ab und zu geschieht, dieselben Dienste leisten. Das gleiche ließe sich in einfacher Weise auch erreichen, indem man die seitlichen Dachflächen weiter über die Giebelwand hinaus nach vorn zöge. Und was soll man schließlich dazu sagen, wenn, wie ebenfalls schon Lursch⁷ bemerkt und wie es auch in unseren Abbildungen zu sehen ist, der Baumeister zwar das Simsdach

⁴ Schlesiſches Jahrbuch 1933/34.

⁵ Der Oberschlesier. Nr. 1. 1934.

⁶ Vgl. wiederum B. Schier, ebenda.

⁷ Vgl. den Abschnitt Schlesien in: „Das Bauernhaus im deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten“. Kühnmann, Dresden, 1906.

verbreitert, es aber nicht besonders unterstützen will und es also nicht vorschiebt, dafür aber das gesamte Giebeldreieck weiter hauseinwärts zurückverlegt. Man muß also wohl annehmen, daß vor allem Gewohnheit und Geschmack die Gründe waren für die Einführung bezw. Beibehaltung von Simsdach und Schopfdächlein, das glatte Giebeldreieck aber voller Abscheu mehr oder weniger bewußt abgelehnt wurde. Überdies bestätigt Lutsch,⁸ daß in Oberschlesien selbst die Zimmerleute einen praktischen Zweck dieser Abwalmungen nicht anzugeben vermöchten.

Ihren ästhetischen Wert aber wird wohl niemand bestreiten. Stellen sie doch unerwartet und wie von selbst äußerst wirksame Schmuckformen dar, die der Hausbesitzer gern wird in Kauf genommen haben, und geht doch schließlich der Wille zu heiterer Auflockerung des Giebels soweit, daß auch noch sein freigebliebener Teil in der Mitte gebrochen, die obere Hälfte zurückgerückt und die untere, jetzt als Stufe vortretende Hälfte nochmals abgewalmt wird, sodaß endlich Simsdach, Giebelstufe und Schopfdächlein alle drei zur Auflösung der Giebelfläche herhalten müssen und in den Dienst freudiger Lebensbejahung gestellt werden.

Ganze Straßenzellen sind oft, z. B. in Zipser Städten in dieser Form gebaut und ergeben dann gerade infolge der Reihung ein äußerst malerisches Bild. Bewundernswert ist daneben immer wieder die Zurückhaltung, die jeder Hausbesitzer sich auferlegt, oder vielmehr die ihm auf Grund einer selbstverständlichen Tradition innewohnt, wenn er ohne Originalitätsucht und mit nur geringfügigen Abänderungen so baut, wie schon sein Nachbar baute. Denn nur so kommt der oft monumentale Eindruck zustande. So haben wir auch hier im Osten schöne Beispiele für die Wirkung und die Kraft des Gleichschritts bodenständiger Kultur.

⁸ Ebenda 1906.

Grundfragen zur Geschichte des ober-schlesischen Volksliedes

Von Kurt Hoffmann

Von einer Darstellung oder einem nur einigermaßen tiefdringenden Einblick in die Geschichte des ober-schlesischen Volksgesanges, der das Gegenwartsbild aus den Voraussetzungen seines Werdens verständlich zu machen hätte, sind wir heute noch weit entfernt — wir stehen ja erst in den Anfängen der Arbeit um die Erfassung des Gegenwartsbildes selber. Aber es liegt in der Eigenart aller volkskundlichen Arbeit begründet — und eine landschaftliche Darstellung solcher Art empfängt naturgemäß ihre Grundzüge und Aufgaben aus der Zielsetzung und Methodik der gesamt-deutschen volkskundlichen Forschung — es liegt in dieser begründet, daß eine reinliche Scheidung des gegenwarts-kundlichen und des geschichtlichen Gesichtspunktes weder möglich noch wün-

schenswert ist. Sie ergänzen nicht nur, sondern sie durchdringen einander geradezu, und zwar notwendigerweise. Der Sammler beispielsweise, der volkstümliche Überlieferungen – seien es Lieder, Sagen o. ä. – aufzeichnet, begegnet auf Schritt und Tritt Veränderungen, Abarten, Umbildungen („Varianten“) und kann sich naturgemäß der Frage nach den zwischen ihnen waltenden Zusammenhängen nicht entziehen, d. h. der Frage, welche Form der Überlieferung die ältere ist und wie aus ihr jüngere Umgestaltungen entstanden sind; auf die Frage nach den Bedingungen – den inneren (psychologischen) und äußeren (in Einflüssen durch andere Überlieferungen liegenden) – der Umwandlungen wird er ja bereits gestoßen, wenn er seine Aufzeichnungen am selben Ort und an denselben Personen nach kurzer Zeit nachprüft. Es tritt ihm also in der sogenannten „Gegenwart“ bereits die innere Geschichte des Liedes oder der Sage entgegen; es wäre ja eine unmögliche Verengung des Begriffes Gegenwart, wollte man ihn – scheinbar dem Wortsinne getreu – auf den Augenblick der einmaligen Aufzeichnung beschränken, in solchem Falle wäre ja ein „Gegenwartsbild“ überhaupt nie möglich. Der Volkskundler sieht also in der Gegenwart bereits Geschichte, und der Versuch, den „Zustand“ der Gegenwart abzubilden, also etwa den Volksliedschatz mit allen Varianten zu geben, hat bereits geschichtliche Gesichtspunkte zu beachten. Er gewinnt diese natürlich wiederum aus den Ergebnissen der geschichtlich-volkskundlichen Forschung, denn diese lehrt die Gesetze des „Lebens“ der Lieder, Sagen usw. verstehen, indem sie die allgemein obwaltenden Einflüsse nachweist, seien es solche der Berührung mit anderem Volkstum, mit der Hochkunst, Anpassung an örtliche oder berufsmäßige Bedürfnisse u. a. m. Aber auch umgekehrt vermag natürlich sorgsame Beobachtung solcher Vorgänge im Kleinen Zeitraum dem Historiker Gesichtspunkte zu liefern, unter denen Vergangenes zu betrachten und – besonders wo es sich um psychologische Beobachtungen handelt – zu verstehen ist. Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie untrennbar die beiden Aufgaben der volkskundlichen Forschung – Darstellung des Gewordenen und des Werdens – miteinander verbunden sind. Sie sind es, weil in unserem Stoffgebiet – im Gegensatz zur Hochkunst, deren Werke ja in endgültiger Prägung unverändert erhalten bleiben – Gewordensein und Werden grundsätzlich nicht zu scheiden sind! Die genannte Unterscheidung kann wohl zu einer Teilung der Arbeit führen, aber doch nur derart, daß bei jedem Teile der Arbeit die Gesichtspunkte des anderen nicht vergessen sind. Aus solchen Erwägungen heraus kann und soll man in jedem Stadium der Arbeit – also auch in dem Anfangsstadium, in dem sich die ober-schlesische Volksliedforschung heute befindet – über die Grundsätze des Gesamtwerkes, bzw. seiner andern Teile, nachdenken.

Dies ist auf dem hier in Frage stehenden Gebiete besonders deswegen notwendig, weil der Gegenstand der Forschung in grundsätzlich verschiedener Weise dem Forscher entgegentritt: dem Sammler in seinem wirklichen Leben, dem Vergangenheitsforscher hingegen in Überlieferungen, die erst sorgfältig darauf zu prüfen sind, inwiefern sie von ihnen auf das wirkliche „Leben“ geschlossen werden darf. Denn

darin sind wir uns doch wohl heute einig, und der langwierige Streit um den Begriff des Volksliedes braucht nimmer wieder aufzuleben: Volkslied ist jedes im Volksgesange gepflegte und (meistens) frei umgestaltete Lied; weder die Frage nach einer besonderen künstlerischen Eigenart (die ja erst aus dem tatsächlich Gesungenen, und zwar in mehr oder weniger willkürlicher Auswahl, abgezogen wurde) noch die Frage der Herkunft (die ja oft unbekannt ist, meist aber in der „Oberschicht“ liegt) ist entscheidend. Da zu solchem „Leben“ im Volksmunde einige Zeit – setzen wir die Grenze etwa mit einem halben Jahrzehnt fest! – erfordert wird, schaltet sich der Schläger von selbst aus. Daß der Volksbildner und Pädagoge, der der Pflege und Veredelung des Volksgesanges dienen will, grundsätzlich andere Gesichtspunkte im Auge hat und aus diesem Gesamliederschätze eine kleine Auswahl trifft (er mag diese am besten „Edelvolkslieder“ nennen), versteht sich von selbst; der Wissenschaftler, dem es auf die Erfassung des Volkstums im Spiegel seiner Überlieferung ankommt, hat das Gesamtbild herzustellen und nicht zu sondern und auszuwählen (wenigstens nicht unter ästhetischen, ethischen oder pädagogischen Gesichtspunkten).

Welches sind nun die besonderen Aufgaben einer solchen geschichtlichen Darstellung, und wie stellen sie sich im besonderen für unsere Heimat dar? Es wurde schon angedeutet, daß „Geschichte“ im weitesten Sinne des Wortes die letzte Aufgabe volkskundlicher Forschung überhaupt ist, denn diese zielt doch auf eine Biologie – Darstellung des Lebens und Wandels – des Volksgutes, in unserem Fall speziell des Liedes, ab. Es gilt dabei, die in dem dauernden Umwandlungsprozeß wirksamen formenden Kräfte zu erkennen und zu deuten, die sich in jedem einzelnen Falle offenbaren, und gemeinsame Gesetzmäßigkeiten durch Vergleichung vieler Fälle zu erschauen, etwa bestimmte „Neigungen“ der Volksänger. Eine besondere Aufgabe liegt nun darin, äußere Ursachen dafür aufzufinden, daß sich zu verschiedenen Zeiten verschiedener „Geschmack“ offenbart, und diese Aufgabe führt uns auf das Gebiet der „Geschichte im speziellen Sinne“, mit andern Worten, der äußeren Geschichte; sie muß aber, wie gesagt, stets unter der Fragestellung der haben soll. Im Hinblick hierauf fragen wir: wer sang diese oder jene Lieder (Alter, Geschlecht, Beruf u. ä.), wo und bei welchen Gelegenheiten wurden sie gesungen, wurden sie oft, gern, lange Jahre hindurch gepflegt, wann tauchten sie zum ersten Male im Volksmunde auf? u. ä. m. Es ist offenbar, daß die Antworten auf diese Fragen wichtige Beiträge für das Verständnis des Lebens des Volksgutes im Volksmund – nicht zuletzt auch ihres Verhältnisses zur sogenannten Hochkunst jeder Zeit – liefern.

Eine besondere Schwierigkeit liegt nun aber in der Eigenart der Überlieferung. Die – geschriebenen oder gedruckten – Quellen können nicht als reiner Spiegel des wirklichen Lebens angesehen werden. Zunächst steht einmal fest, daß in älterer Zeit (mindestens bis ins 16. Jahrhundert) das im Volksmunde Lebendige nicht, oder nur selten, aufgezeichnet wurde, wir sind hier auf Erwähnungen, meist nur Andeutungen, insbe-

sondere Verbote, angewiesen, und ein klares Bild können wir uns aus ihnen natürlich nicht machen. Das gilt in gleicher Weise für die Volksdichtung wie die Volksmusik. Ebenso gilt aber auch das Gegenteil. Es gibt Aufzeichnungen – ich komme bald auf Beispiele dafür zurück –, die scheinbar Volksgut enthalten, sei es, daß der Schreiber es vom Volke gehört haben will, sei es, daß er es vielleicht als Dichter oder Übersetzer in das Volk habe bringen wollen; in beiden Fällen bleibt die Frage offen, inwieweit wirklich vom Volke gepflegtes Gut vorliege, eine Frage, deren Lösung man nur durch Heranziehung anderer Überlieferungen und Berichte näher kommen kann. Schließlich sei noch erwähnt, daß viel lebendiges Volksgut erst nach Jahrhunderten mündlicher Überlieferung aufgezeichnet wurde, also der Zeitpunkt der Quelle nicht für den des Lebens oder gar der Geburtsstunde angenommen werden darf. Als Beispiel hierfür sei der Marienleis genannt, der 1278 vor der Schlacht auf dem Marschfelde angestimmt wurde und sich erst 1609 in einer Handschrift des Jungfrauenstiftes zu Liegnitz befindet:

Sancta Maria mutter reyne maeydt
 all vnser noth sey dir geklatt.
 nuh hilff ons etzu dem Himmel ein
 etzu der rechten handt deines Kindes
 das her ons genedig sey.
 Kyrie eleyson.¹

Was sich uns als „Quelle“ darbietet, enthält also oftmals für unsere Zwecke Unbrauchbares und verschweigt andererseits noch öfters das, was wir suchen. Dazu kommt, daß die Aufzeichner bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht mit wissenschaftlich-volkswundlichem Interesse dem Stoffe gegenüberstanden, sondern aus ganz anderen persönlichen Gründen, meist wohl praktischen, die Lieder aufschrieben, mithin sich nicht jener Genauigkeit befleißigten, die der Wissenschaft Erfordernis ist. Wir wissen ja, daß noch die Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn“ frei und willkürlich mit ihrem Stoffe schalteten.

Zu diesen Schwierigkeiten gesellt sich aber noch eine weitere. Es erscheint unmöglich, aus dem Stoffe selbst heraus die Grundsätze für eine Gliederung der Geschichte des Volksgesanges, so wie wir sie mühsam und unvollkommen aus den Quellen herstellen können, zu finden. Die Geschichte der Kunst aller Gattungen, die in den geistig führenden Kreisen gepflegt wurde, läßt sich in Stilperioden einteilen. Für diese Einteilung ist maßgebend, was die führenden Geister, insbesondere die Neuartiges schaffenden Genies, in den jeweiligen Epochen hervorgebracht haben. Wir wissen freilich, daß oftmals nur ein kleiner Kreis besonders Empfänglicher diesem Neuen wirklich

¹ Vgl. dazu Josef Klapper in „Zeitschrift für deutsches Altertum“ 50, S. 201. - Klapper hat überhaupt die wichtigsten Vorarbeiten für eine Geschichte des Volksliedes in Gesamtschlesien geleistet und die Wege zu dem Stoffe geebnet. Für seine vielen wertvollen persönlichen Hinweise sage ich ihm an dieser Stelle noch besonders meinen herzlichsten Dank.

Pflege angeeignet und sich selbst von dem neuen „Stil“ irgendwie bestimmen ließ, und daß die breite Schicht auch der sogenannten Gebildeten in vielen Fällen fern stand und – etwa in Wohnkultur oder Musikpflege – jahrzehntelang hinter den zeitgenössischen Führern zurückblieb. Sofern die Kunstgeschichte aber – analog der Philosophiegeschichte – die Entwicklung der Künste als solche zum Gegenstande hat und die Frage nach ihrer tatsächlichen „Pflege“ im Publikum zurückstellt, bzw. dem Soziologen oder Kulturhistoriker überläßt, sofern kann sie die vorliegende Entwicklung sehr wohl mit Hilfe der bekannten Stilbegriffe ordnen. Der Volkskundler hat aber gerade den entgegengesetzten Gesichtspunkt im Auge. Ihm kommt es auf das Leben des Kunstgutes im Munde des Volkes an, und dessen Geschichte kann keinesfalls als Abbild der geschichtlichen Aufeinanderfolge der Kunststile der Hochkunst angesehen werden. Auch die Beobachtung, die John Meier gelegentlich (ich glaube in der Einleitung seines Buches „Kunstlieder im Volksmunde“) mitteilt, und die man allerdings erstaunlich oft bestätigt finden kann: die Beobachtung, daß das „gesunkene Kulturgut“ genau 100 Jahre nach seiner Pflege in den höheren Schichten sein regstes Leben im Volke führt, kann nicht zur allgemeingültigen Grundlage einer Periodisierung gemacht werden; sie ist durchaus nicht als Beweis einer Gesetzmäßigkeit anzusehen, auch dürften sich gerade in neuerer Zeit dank der raschen Verbreitungsmöglichkeiten durch Grammophon, Rundfunk und durch planmäßige Volksbildungsarbeit die Verhältnisse hierin stark geändert haben und weiter ändern. Die ganz allgemein gehaltene Unterscheidung von älterem und jüngerem Volkslied enthält die Gefahr, daß man mit ästhetischen Gesichtspunkten an einen Stoff geht, der erst sichergestellt werden muß, um allenfalls später aus ihm solche Erkenntnisse – wie die Unterscheidung der grundsätzlichen Verschiedenheit in Struktur und „Charakter“ von älterem und jüngerem Volksliede – gewinnen zu können. Erfahrungsgemäß wird dem Stoffe von jenen, die von vornherein mit dem Blick auf die verschiedene sich in ihm offenbarende geistige Haltung herangehen, besonders den Volksliedfreunden der Jugendbewegung, leicht Gewalt angetan: man übersieht gern, was in das Schema nicht paßt, aber betrachtet als „Volkslied“, was es im wissenschaftlichen Sinne nicht ist. – Tatsächlich vermischen sich bekanntermaßen im Volksgesange die verschiedensten Stilformen, und wenn sich an der Art, wie diese „zusammengesungen“ werden, auch bestimmte Gesetzmäßigkeiten zeigen, so erscheint es doch – vorläufig – unmöglich, von diesen her Gesichtspunkte für eine sinnvolle Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des Volksgesanges zu gewinnen, soweit wir sie bisher überblicken können. Da die Geschichte des Volksgesanges, wie wir oben sahen, die äußeren Bedingungen für sein inneres Leben aufzeigen soll, erscheint es durchaus folgerichtig, die Grundsätze der geschichtlichen Gliederung außerhalb des Stoffes selbst, also nicht nach Kunstwissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern nach gesellschaftlich-kulturgeschichtlichen, zu suchen. Sie dienen auch, wie sofort klar werden wird, dazu, dem Forscher die von der Eigenart des jeweiligen Zeitabschnittes geforderten Gesichtspunkte seiner kritischen Einstellung zu liefern.



Simsdach und Schopfdächlein

Bela, Zips



Simsdach und Schopfdächlein

Mt-Walddorf, Zips
Landof, Zips

In diesem Sinne betrachten wir (1.) die Zeit bis ins 15. Jahrhundert hinein als die Periode, in der die Führung des geistigen Lebens – insonderheit auf dem Lande – in der Hand des Geistlichen lag, fast alle Aufzeichnungen – in Schlesien jedenfalls alle – stammen von Geistlichen. Erst im 15. Jahrhundert (zuerst in politischer Dichtung) werden Lieder von Laienhand aufgezeichnet. Bis etwa 1630 reicht (2.) dann die Zeit, da das städtische Bürgertum sich der Pflege des Volksgutes annahm und offenbar auch seine wohlhabenden und vornehmer Vertreter Freude an Dichtung und Melodie des „gemeinen Mannes“ hatten, die Handschriften und die Drucke jener Zeit – soweit es sich um Chornoten handelt – stellen freilich kunstvolle Bearbeitungen dar, aus denen der volkstümliche Kern erst herausgeschält werden muß – mitunter ist auch gar keiner drin enthalten (vgl. das oben über den Wert der Quellen Gesagte!).

Im 17. Jahrhundert (3.) ändert sich das Bild vollkommen. Mit der neuen Vornehmheit und der damit verbundenen Pflege der Renaissancepoesie wendet sich der Bürger mit Verachtung von dem Volksgute ab, der Ober- und Unterstrom gehen nebeneinander her, selbstverständlich nicht ohne dennoch gegenseitig Zuflüsse zu bilden, bis auf wenige Ausnahmen dürfte dieser Zustrom von etwa 1630 bis um 1770 jedoch im „Sinken“ von Kulturgut bestehen. Da uns – in Oberschlesien besonders – Aufzeichnungen des Volksgutes aus dieser Zeit fast völlig fehlen (von 1450 bis 1630 gab es solche doch eben zu praktischen Zwecken reichlich), tappen wir hier noch recht im Dunkeln. Anders wird dies, seit (4.) mit Herder neues Interesse am Volksgesange erwacht und seine Erforschung einsetzt. Diese Periode können wir die der planmäßigen Forschung nennen. Daß freilich auch gegenüber den Aufzeichnungen, die aus dieser Zeit (besonders ihren ersten Jahrzehnten) stammen, die oben erwähnten kritischen Gesichtspunkte streng beachtet werden müssen, soll noch gezeigt werden. –

Aus der ersten Periode sind uns vorzugsweise geistliche Lieder überliefert, die Beispiele für den deutschen Volksgesang in der Kirche darstellen. Ob der oben erwähnte Marienleis in Oberschlesien gesungen wurde, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Aber das deutsche Credo wurde sicherlich um 1400 gesungen. Es findet sich in der berühmten Handschrift des Nikolaus von Kofel vom Jahre 1417 mit Noten (Handschrift der Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek I Q 466, Blatt 27 r.):

Wir glauben in eynen got,	Marian der reynen ansirkorn,
schepper hymels und der erden.	uns czu trost und aller cristenheit.
mit worten her lys werden	vor uns her wolde leyden
alle ding gar in zeynem gebot,	ob wir mochten vormeyden
von der czarten wart her geboren,	swere peyn, den tof der ewykeit. ²

² Vgl. Klapper in „Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart“, 2. Bd., S. 1 ff. (1922); Hoffmann von Fallersleben in „Monatsschrift von und für Schlesien“ 1829, S. 738; Derselbe, Geschichte des deutschen Kirchenliedes Nr. 126, S. 259 (Hannover 1861); Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II 509 (Lpz. 1864 ff.); Klapper, Mitteilungen der Schles. Gesellschaft f. Volkskunde 1923, Bd. XXIV, S. 85-93; Heßel, Geschichte der schles. Literatur, Breslau 1928;

Diese Handschrift enthält noch andere Übersetzungen und Dichtungen, die in einem eingeschränkten Sinne vielleicht als Volksgut angesehen werden können: sie sind wohl im Franziskanerkloster – auch von den Laienbrüdern – verwertet worden und möglicherweise auch in die Gemeinde selbst gedrungen. Inwiefern das zutrifft oder es sich um Aufzeichnungen zu persönlichen Zwecken (Dichtungsübungen, Privatandacht) handelt, ist hier nicht zu untersuchen. Gleichfalls kurz erwähnen möchte ich, daß aus dem 15. Jahrhundert viele Handschriften aus Mittel- und Niederschlesien (Lenbus etwa 1420, Cagan um 1420–25, Grünberg 1442, Cagan um 1460 und 1479 u. a.) in der Breslauer Staatsbibliothek liegen,³ die deutsche Lieder – meistens Übersetzungen oder Nachdichtungen – enthalten oder erwähnen, welche möglicherweise auch über Oberschlesien verbreitet waren. Zu solchen Schlüssen müssen wir überhaupt des öfteren, da in Oberschlesien eigne Quellen fehlen, unsere Zuflucht nehmen, freilich unter starken Vorbehalten. Die heimatgeschichtliche Forschung hat erst zu zeigen, welche Verbindungen zu dem westlicheren Schlesien bestanden und in welchem Grade und auf welchen Gebieten sonst Beeinflussungen und Austausch anzunehmen sind.

Das gilt besonders für die folgende Periode, die Zeit der Volksliedpflege durch das Kunstbegeisterte Bürgertum. Als wichtigste Zeugnisse sind hier das Glogauer Liederbuch um 1480, früher Berliner Liederbuch⁴ genannt, und die Handschrift R 442 der Breslauer Staatsbibliothek vom Jahre 1603 anzuführen,⁵ die unter 120 Liedern eine Reihe wahrscheinlich wirklicher Volkslieder enthält, darunter einige mehrfach in Schlesien aufgezeichnete, mehr oder weniger derbe Liebeslieder, u. a. das Lied vom Bauern, der ins Holz fuhr (noch heut in vielen Abarten auch in Oberschlesien bekannt), dessen Anfangszeilen übrigens – wie so viele andere Anfänge auch – bereits im Glogauer Liederbuch genannt sind; mithin dürfte es allgemein verbreitet gewesen sein.⁶ Im Glogauer Liederbuch treten auch neben dem Kunstlied „Ach, Eislein, liebes Eislein mein“, das man – besonders in der Jugendbewegung – lange für ein Volkslied hielt, auch das noch heute überall in Oberschlesien gesungene „Schloß in Österreich“ und das herrliche Klage lied „Nun laube, Lindlein, laube“ auf, das 1555 in dem Schlesi schen Gesangbuch von Triller als ursprünglich zu einer dort geistlich verwendeten Melodie gehörig genannt wird und 1817 im Ruhländchen (von Meimert) aufgezeichnet wurde.

Zur Musik vgl. Joh. Wolf, Geschichte der Mensuralnotation I (1914), S. 306. – Die Melodie wurde fälschlich und lange Luther zugeschrieben. Die Aufzeichnung des Nikolaus von Kosel ist die älteste bis heute bekannte Quelle für dieses – ziemlich frei aus dem lateinischen Credo überjetzte – Lied.

³ Es sind die Handschriften II Q 32, I F 535, I Q 419, I Oct 49, I Q 443, I Oct 42, IV Q 16 und I Oct 32.

⁴ Vgl. dazu die Dissertation von H. Ringmann, Das Glogauer Liederbuch, ein stilkritischer Beitrag zur Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts, Breslau 1929 und die dort angeführte Literatur.

⁵ Vgl. H. Grosser in „Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde“ 1925, S. 166–188.

⁶ Vgl. dazu Est.-Böhme, Deutscher Liederhort I, S. 485 und Mitteilungen der Schles. Ges. für Volkskunde X, 108.

Neben diesen weltlichen Liedern, deren Verbreitung in Gesamtschlesien anzunehmen ist, treten uns in diesem Zeitraum noch historisch-politische Lieder entgegen, deren Leben im Volksmund aber sehr fraglich ist, außerdem Weihnachtsspiele mit eingelegten Liedern und noch weitere Aufzeichnungen deutscher geistlicher Gesänge in Klosterhandschriften. Beachtenswert ist, was der schlesische Dichter Logau im 2. Tausend seiner Sinn-
gedichte (1654) erwähnt:

... Wann's höflich wo ging zu, so Klang ein Reuterlied
Der grüne Tannenbaum und dann der Lindenschmied.

Für das 17. Jahrhundert sind wir ja, wie bereits oben begründet, hauptsächlich auf derartige Erwähnungen und Berichte angewiesen, auf das Weiterleben der – in diesem Zeitraum so gut wie gar nicht aufgezeichneten – Lieder können wir in den meisten Fällen auch daraus schließen, daß sie vorher auftauchen und später wieder im Volksmunde begegnen, wie etwa die genannte Ballade vom Schloß in Österreich. Wir hören auch des öfteren in Chroniken vom Tödnastreifen und den dabei gesungenen Liedern, von Weihnachtsspielen und Weihnachtsliedern, auch vom Neujahrsingen. – Als seit Herder in ganz Deutschland das Interesse am Volksgesange wieder erwachte, wurde wieder vieles aufgezeichnet – aber wohl ebensoviel im „volkstümlichen“ Stile neugedichtet. Sind beispielsweise die 1812 veröffentlichten Weihnachtslieder „O Freda über Freda“ und „Kleenes Kindla, großer Gott“ echte Volkslieder, die die spätere Forschung auch in früherer Zeit nachweisen konnte, so ist dies bei zahlreichen anderen, besonders historischen Liedern und Balladen nicht der Fall. Allerdings ist vieles aus der romantischen und pseudoromantischen Dichtung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Volksmund übergegangen – ein Beispiel für viele: „Mariechen saß trauernd (bezw. weinend) im Garten“, Dichtung von Zedlig, als Volkslied heute in großen Teilen Oberschlesiens beliebt – und ist geradezu zu einem besonderen Kennzeichen des Gegenwartsbildes des oberschlesischen Volksesanges geworden.

Der heute lebendige Volksliederschatz bietet also ein recht buntes Bild, denn es hat sich in ihm das Erbe aus den verschiedenen Zeitabschnitten gesammelt. Das gibt der Arbeit des Sammlers, der das Gegenwartsbild herzustellen bemüht ist, natürlich einen ganz besonderen Reiz. Mögen die grundsätzlichen und geschichtlichen Hinweise der vorstehenden Zeilen diesen Reiz noch erhöhen und das bunte Vielerelei, das sich dem Sammler darbietet, ein wenig durchschauen und ordnen helfen!

Wallfahrt nach Maria Hilf bei Zuckmantel

Von Goffner

Meine Großeltern väterlicherseits machten jedes Jahr eine Wallfahrt von Neustadt nach Zuckmantel und die mütterlicherseits auf den Burgberg bei Jägerndorf und nach Kofswald in der damaligen mährischen Enklave Hogenplog zu dem wundertätigen Kreuzifix in der dortigen Schloßkapelle. Wie mir meine Mutter erzählte, fuhr deren Mutter mit ihr jedes Jahr am 14. September, am Tage der 14 hl. Nothelfer, auf Grund eines Gelübtes nach Kofswald; sonst hatte man es von Löwitz aus viel näher auf den Burgberg, und dieser Wallfahrtsort wird sicher auch heute von der Bevölkerung der tschechischen und deutschen Umgegend nicht weniger besucht als vor Jahrzehnten und Generationen; meine Mutter erzählte mir auch von einer Wallfahrt zu Fuß auf den Annaberg, bei der auf dem Hin- und Rückweg in Schwesterwitz übernachtet werden mußte.

Es war selbstverständlich, daß in meinem Elternhause an der jährlichen Wallfahrt festgehalten wurde. Sie fand im Juni statt, in dem Monat, in dem die Natur ihre Schönheiten und Schätze im reichsten Maße zeigt, in dem aber auch der Landwirt noch über Zeit verfügt, bevor die Ernte beginnt. In der geräumigen Kalesche, die für die 7köpfige Familie Raum bot, wurde um 1/26 von Dittersdorf abgefahren, in Neustadt zum Besuch der hl. Messe Halt gemacht. Da kaufte der Vater selbst Knoblauchwürst und Semmeln ein, wahrscheinlich, weil dies schon in seiner elterlichen Familie Brauch gewesen war. Gegen 7 Uhr ging es weiter; im Hegerwald stiegen der Vater und wir 3 Jungs aus und gingen zu Fuß - Ehrensache - zur Schonung der Pferde und weil es nun einmal eingeführt war. Wenn man auf der Höhe von Altmannsdorf angelangt war, bot sich der wunderschöne Blick auf Zuckmantel. Die Geschichte des Gasthofes „der Golf von Florenz“ aus dem Jahre 1868, wurde uns jedes Jahr erzählt und jedes Jahr mit der gleichen Aufmerksamkeit angehört. 1866 sollen ungarische Husaren die Besetzung in Brand gesteckt haben, worauf der Armeeführer, Kronprinz Friedr. Wilhelm, die Stadt mit einer Kontribution zum Wiederaufbau belegt haben soll. In Zuckmantel wurde bis zu Beginn des zweiten, im allgemeinen weniger bekannten und deshalb wenig begangenen Stationsweges gefahren, und der Wagen nach Zuckmantel zurückgeschickt. Ich habe es nie erlebt, daß eine Wallfahrt verregnet ist und deshalb ist mir der eigentliche Teil der Wallfahrt, nämlich der Kreuzweg, bei dem unser Vater vorbeietete, in der stillen, schönen von Sonne durchfluteten Natur unvergesslich.

In Mariahilf galt der Kirche und dem Gnadenbild unser erster Besuch und so wird es auch heute noch gehalten. Daß für uns Kinder die Burden vor der Kirche eine ganz besondere Anziehungskraft ausübten, braucht keiner besonderen Erwähnung, für die Mägde mußte doch ein Andenken mitgebracht werden und bei der Auswahl hatten wir älteren Kinder ein gewichtiges Wort mitzureden, um nachher zu Hause unseren Anteil beim Kauf genügend unterstreichen zu können.

Und nun kam das Frühstück beim Templer: Für jeden eine Semmel, das genau abgeteilte Stück Knoblauchwurst und dazu Kaffee oder Milch. Die Bekanntschaft, ich möchte fast sagen die Freundschaft mit Herrn Templer hat durch viele Jahrzehnte angehalten. Infolge der Kriegs- und Nachkriegszeit hatte sich mein Vater und Herr Templer 11 Jahre nicht gesehen. Um so rührender war das Wiedersehen der beiden alten Herren im Jahre 1925. Als ich 1931 im Sommer nach längerer Pause Mariahilf wieder besuchte und glaubte, Herr Templer müßte jeden Augenblick aus der Tür treten – das bekannte Bild: mit der Virginia im Munde – stand an seiner Stelle ein Fremder; er war das Jahr zuvor gestorben. Er war nicht nur ein liebenswürdiger Wirt, der den Aufenthalt in seinen Räumen heimisch machte, er betreute auch die Kirche und war, was nicht vergessen werden sollte, ein Maler. Die Anzahl seiner Heiligenbilde geht in die Hunderte, vielleicht waren es noch mehr; sogar zwischen Neudeck bei Neustadt und Hengersdorf im tschechischen Schlesien habe ich ein Muttergottesbild angetroffen, das mit seinem Namen signiert war.

Bevor wir Mariahilf verließen, wurde noch einmal in die Kirche gegangen. Durch das Gerichtstor ging es den Hauptstationsweg bergab vorbei an einer Erinnerungstafel, die dem Wanderer den Tod eines Wallfahrers auf seinem Heimwege kündigt, nach Zuckmantel zu. Nach dem Mittagbrot ging es heimwärts. Je näher wir nach Neustadt kamen, desto kleinlauter wurden wir, d. h. mein Bruder und ich: die Eltern und Geschwister fuhren nach Hause, wir blieben in Neustadt, mit der Aussicht, am nächsten Tage das Tagewerk um 8 Uhr in einer der 9 Gymnasialklassen beginnen zu müssen. Noch im späten Alter ist uns „Mariahilf“ ein bestimmter Begriff und unvergeßlich schön.

Die Drehorgelspieler des Riesengebirges

Von Erich Köhr

Wer einmal über den Kamm des Riesengebirges* gewandert ist, kennt die Drehorgelmänner, welche den Sommer hindurch das Gebirge in einer typischen Weise mit Musik versorgen, wie man es in den anderen deutschen Mittelgebirgen in dieser Art nicht antrifft.

Unvermutet hört der Wanderer, welcher den bequemen Kammweg entlanggeht, einzelne Töne. Man könnte meinen, es sei Musik, die der Wind aus irgend einer Baude herangeweht habe. Doch je mehr man auf die pfeifenden und quietschenden Töne zuwandert und dabei schließlich auch eine Melodie zu erkennen beginnt, ist man überrascht, an einer Wegkreuzung einen Leiermann als den Urheber dieser seltsamen Musik anzutreffen.

* Ähnlich im Altwatergebirge!

Eigentlich gehört der Drehorgelspieler zu den aussterbenden Requisiten der kleinen und verkehrsarmen Städte mit ihren noch streng voneinander zu scheidenden Straßengeräuschen, in die sich die langsamen und gemächlichen Leierkastenmelodien verbindend einfügen. Man trifft den Leierkasten in den Höfen Berliner Mietskasernen an, wo er die Musik des kleinen Mannes liefert. Am wenigsten aber wird man ihn, falls er nicht zu Jahrmärkten und auf Kummelplätzen spielt, in der freien Landschaft vernehmen.

So könnte man die wenigen Drehorgelspieler auf dem Riesengebirge als eine Geschmacklosigkeit bezeichnen, weil die Drehorgelmusik nicht jedem Ort entspricht. Trotzdem gehören sie ebenso ins Riesengebirge wie auch dessen zahlreiche andere Besonderheiten, nicht allein, weil sie schweigende Gestalten mit wetterzerfurchten Gesichtern sind, die aufrecht und stumm hinter ihrem „Werkel“ (böhmische Bezeichnung für Drehorgel) stehen und unentwegt mit starrem Blick in die weithorizontige Landschaft schauen, sondern schon deshalb, weil es die einzigen Gebirgler sind, denen man auf dem Ramm begegnet.

Man wandert auf ihre Musik zu und wandert wieder von ihr ab. Nur kurze Zeit hört man sie, die sentimentale und dünne Musik dieser kleinen Drehorgeln, die Instrumentenbauer in den böhmischen Städten anfertigen.

Die alten böhmischen Tanzstücke, welche aus den kleinen schmucklosen Holzkästen erklingen, — meist sind es gemütliche Walzer und Polka, nach denen man vor dem verfloffenen Kriege und im vergangenen Jahrhundert allerorts und allgemein getanzt hat, — haben etwas Verbindendes, Rührendes, Artümliches. Man fühlt mit dem ganzen Körper das Gemächliche ihres Rhythmus; man erlebt die Sehnsucht ihrer Melodien, die mit dem Land und seinen Bewohnern, genügsamen Arbeitern im Wald, Schacht und am Webstuhl, tief verwurzelt sind. Wäre der Weg nicht allzu steinig und schmal, man könnte sich bei dieser unproblematischen und selbstverständlichen Musik zu drehen anfangen. Und die böhmisch-schlesische Landschaft mit ihren hintereinandergereihten Gebirgszügen auf der einen Seite des Rammes und die weite Ebene, die sich irgendwo im Himmel verliert, auf der anderen, würde sich als ein regelmäßiges Auf und Ab karussellartig schließen.

Diese Landschaft ist nicht mächtig genug, daß sie Melodien mit großen Intervallsprüngen hätte hervorbringen können, wie sie die Volksmusik der Alpenländer auszeichnen. Tonstufe an Tonstufe gereiht, langsam und sehnsuchtsvoll gedehnt, eine zufriedene Gemütlichkeit nicht verleugnend, das ist die Musik des „heiteren“ Schlesiens. Sie klingt wieder in dieser Drehorgelmusik, die sich in die breit auslaufenden Bergzüge einschmiegt, an ihnen langgleitet.

Die Musik der Drehorgel ist weniger stilwidrig in diesem Land als die der importierten Zitherspieler in den großen Bänden des Gebirges, die dem vergnügungsfüchtigen Reisenden der Großstädte eine nicht vorhandene Alpenpoesie vortäuschen soll. Dieses Zitherspiel ist nie in dem schlesischen Gebirge heimisch gewesen. Es kann hier auch nicht den

Forderungen bodenständiger Volksmusik entsprechen, die immer aus der Landschaft geworden und fest in der Seele ihrer Bewohner verankert ist.

In der Musik der Leiermänner des Riesengebirges hat sich ein Stück von dessen Volksmusik eingefangen und in einer wunderbaren Weise erhalten, die ebenso reizvoll wie selten ist. Niemand bestimmt die Stücke, welche sie auf ihren einfachen Drehorgeln bringen; nie werden andere und neue Spielwalzen in diese kleinen, alten Musikapparate eingefügt. Sie spielen jahraus, jahrein die gleichen Weisen, die für das Land ebenso wenig aus der Mode kommen, wie die Landschaft selbst alt werden sollte.

In der Beständigkeit ihres „Repertoires“ unterscheiden sich diese Drehorgelspieler wesentlich von ihren Berliner Kollegen und von denen in den kleinen Provinzstädten; denn der Leierkasten ist zumindest über ganz Mittel- und Norddeutschland als Bettlerinstrument verbreitet. In den Städten wechseln die Stücke der Leierkästen, so wie neue Schlager aufkommen, abgesehen von einigen Chorälen, patriotischen Liedern oder solchen, die sich ganz besonders für die Akustik des Hofes wegen allzu großer Nährseligkeit eignen. Aber auch darin, daß sie nicht offensichtlich „fechten“, unterscheiden sie sich von dem von Haus zu Haus ziehenden Drehorgelmann in den Städten, der zu den Fenstern aufblickt, um den klingenden Lohn herunterzuholen. Diese hier stehen unserwandt an einem Ort und warten auf die Gebefreudigkeit vorüberziehender Wanderer. Man gibt ihnen, weil man leichter zur Musik wandert. Man summt die gespielte Melodie mit, da man sich nicht nur Musik überhaupt, sondern ganz besonders der Musik der Straße, der Bettlermusik, in keiner Weise entziehen kann. Man muß sie hören, wie sollte man sich ihr auch verschließen können? Und deshalb nimmt man sie mit, denn Volksmusik ist zum Mitnehmen geschaffen, zum täglichen Gebrauch bestimmt.

Das Naive der Leierkastenmusik ist schließlich auch in keiner Weise anstrengend. Wer fragt hier nach musikalisch und unmusikalisch, nach wertvoll oder sonstigen ästhetischen Urteilen?

Was bedeutet aber auch ihren Spielern diese Musik? Für und vor anderen spielen sie. Der Drehorgelmann hat keinen Einfluß auf die von ihm erzeugte Musik. Es ist schließlich mechanische Musik, die aber irgendwie und gerade hier in der Klangfarbe, im Rhythmus, in der Melodik etwas von der Seele des Volkes eingefangen hat. Es ist interessant zu beobachten, wie diese Leierkastenmusik auf die verschiedenen Menschen wirkt. Besonders die sogenannten „Unmusikalischen“ fühlen sich oft zu ihr hingezogen, die, welche nie einen Schauer oder Rausch im Konzertsaal erlebt haben.

Diesen Leierkastenspielern ist ihre Tätigkeit ehrenwerter Beruf, mag das Volk sie oft auch als Nichtsteuer bezeichnen. Sie fühlen selbst nicht mehr die Verdammnis des „Fahrenden“, der seine Musik unmittelbar einem Instrument entlocken mußte und oft alles von seiner unruhigen und geängstigten Seele in sein Spiel hineingelegt haben mag und wird. Diese Drehorgelspieler verrichten ja ausschließlich nur eine gewisse körperliche Arbeit, ohne daß sie dabei in ihrem Tun mißfällig beurteilt werden sollen,

weil sie Liebe zu ihrem Beruf haben. Sie machen Musik, nicht wie der Arbeitslose in der Stadt, welcher in den Höfen singt und musiziert, um seine Not ohne besondere Worte verständlich werden zu lassen.

Fragt man diese Musiker auf dem Riesengebirge nach ihrem früheren Leben, so haben sie alle einen Beruf gehabt und benützen ihr Drehorgelspiel jetzt als eine notwendige Altersversorgung. Sie sind erstaunt, wenn man mit ihnen spricht. Unzählige Wanderer, meist sind es im Augenblick frohe Menschen, sehen sie an sich den Sommer über vorüberziehen, doch nur wenige davon lassen sich mit ihnen in eine Unterhaltung ein. Der Postbote, welcher täglich an ihnen vorbeikommt, ist ihre Verbindung mit der Welt. Aber auch groß sind ihre Einnahmen nicht, denn die Gaben sind zumeist klein, und nicht jeder Vorüberziehende gibt ihnen etwas. „Die Madel geben meistens nischt. Aber sie wollen nischt geben, denn alle können sie doch kein Geld haben“ meinte der wie ein weltverachtender Philosoph dreinschauende Leiermann an der „Weilchenspitze“. Jener, welcher um die Wiesenbaude herum spielte, ist genügsam. Seinem glattrasierten Gesicht merkt man es nicht an, daß er weder lesen noch schreiben kann. Der Glückliche weiß nur, daß er im Anfang Mai des Jahres 1857 geboren worden ist. Er hat am meisten Sorge vor dem Gendarm. Die Behörden sehen es nämlich nicht gern, daß man den Fremden mit Leierkastenmusik aufwartet. Deshalb müssen die Drehorgelmänner oft verbotener Weise spielen, in beständiger Angst und Flucht vor der Polizei. Früher, wie die jetzt wenigen Leiermänner berichten, war ihre Zunft im Riesengebirge bedeutend umfangreicher. Da sind sie im Sommer weit aus Böhmen herbeigekommen, um hier den Fremden statt den eigenen Landsleuten aufzuspielen. 1932 konnte man den Kamn entlang nicht mehr als fünf Drehorgelmänner zählen. Aber man sollte sie nicht ganz verdrängen, denn auch die Drehorgelspieler gehören zum Gebirge, sind für die Fremden in der gleichen Weise vorhanden wie die sorgfältig angebrachten Wegmarkierungen, indem auch sie auf die Unnehmlichkeit der Wanderer bedacht sind. Man sollte sie vielmehr hüten, wie man Naturdenkmäler vor dem Untergange bewahrt. Nicht lange wird es dauern, und auch der Leierkasten ist verschwunden und nicht mehr zu hören. Das Bettlerinstrument seit dem 18. Jahrhundert wird dann nur noch wie historisch gewordene Musikinstrumente gelegentlich belehrender Vorträge im Radio zu vernehmen sein. Auch der Leierkasten hat innerhalb der bedrohten Volksmusik eine nicht unwesentliche Aufgabe zu erfüllen.

Loß im deutschen Siedlungswerk des Mittelalters¹

Von Dr. phil. Horst-Oskar Swientek

Wenn man eine historische Karte Schlesiens aus der Frühzeit der Wiedereindeutschung des Landes im 13. Jahrhundert, der sogenannten Deutschen Kolonisation, betrachtet, findet man die Orte von Bedeutung – vor allem in Oberschlesien – noch recht dünn gesät, aber unter denen, die schon in der Zeichnung der Karte auf eine gewisse Wichtigkeit weisen, ist auch Loß. Die Gründe, die in dieser Frühzeit der schlesischen mittelalterlichen Geschichte für die Bedeutung eines Ortes maßgebend waren, sind das Vorhandensein einer landesherrlichen oder ritterlichen Burg, einer Kirche, eines unter dem Schutze der Burg entstandenen Marktes, wenn die Verkehrslage für dessen Errichtung Anlaß sein konnte und – um so entscheidender, je weiter es in das 13. Jahrhundert hineingeht – die Zuwanderung deutscher Ansiedler. Wie ist es nun mit all diesen Momenten bei Loß bestellt?

Es ist vielfach bezeugt, daß Loß nicht nur eine Burg der Herzöge von Oppeln-Katibor war, sondern es war sogar einer der ältesten Kastellansitze von den 9 (später 14, davon 6 im heute nicht mehr reichsdeutschen Gebiete), die im damaligen, bis 1281 unter einem Fürsten geeinten Oberschlesien lagen. Kastellaneien waren größere Verwaltungsgebiete unter einem Kastellan oder Burggraf, der auch in Vertretung des Landesherrn die höchste Gewalt in Gerichtsbarkeit und Heerführung hatte. Urkundlich tritt ein Kastellan Jacob von Loß zum ersten Mal 1222 v. J. als Zeuge in der bekannten Urkunde (Orig. im fürstbischöfl. Diözesan-Archiv Breslau, R. R. 25)² auf, durch die Kasimir, Herzog von Oppeln, dem Bischof Lorenz von Breslau gestattet, auf dem Gebiete des bischöflichen Hales in Ujest deutsche Siedler anzusiedeln und der Herzog diese von vielen Lasten des polnischen Rechtes befreit. Nur zur Landesverteidigung sollen die deutschen Siedler in Ujest wie alle anderen herzoglichen Untertanen eine Anzahl Geharnischter zur Besetzung einer Burg stellen. Daß aber die Loßer Kastellane nicht nur als Zeugen fungieren, als in Oberschlesien die Landgabe an deutsche Siedler einsetzt, sondern auch in ihrem eigenen Verwaltungsgebiete deutsche Dörfer entstehen, beweist eine weitere Urkunde von 1243 v. J. (Diöz.-Archiv Breslau H. H. 27), durch die das bischöfliche Dorf Pomischowitz zu polnischem oder deutschem Rechte ausgesetzt wird und seine Einwohner Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Kastellans der Burg Loß erlangen.

In etwas späterer Zeit, als Loß schon ein deutschrechtliches städtisches Gemeinwesen ist, sitzen in Loß zwei Richter, der Stadtvogt für die deutschen Einwohner des Weich-

¹ Im August d. Js. begeht das Städtchen Loß das Fest seines 700jährigen Bestehens. Der „Oberschlesier“ nimmt herzlichen Anteil!

² Diese und die folgenden angeführten Urkunden sind unter dem angegebenen Datum in den „Regesten für Schlef. Geschichte“, Breslau 1875 ff., verzeichnet.

bildes und der herzogliche Kastellan, Richter über die slavisch-rechtlichen Orte in der Burgward. Leider ist die Urkunde, durch die Tost deutsches Stadtrecht verliehen worden ist, gleich der mancher schlesischen Städte bei irgend einer Gelegenheit seiner nicht immer friedlichen Geschichte verloren gegangen; wir sind daher über das genaue Datum seiner Stadterhebung nicht unterrichtet, wohl aber wissen wir so viel, daß Tost 1309 schon Stadtrecht gehabt hat, denn vom 6. 3. dieses Jahres ist eine Urkunde erhalten (Pr. Staatsarchiv Breslau, Reg. 67 Nr. 140), in der neben dem Kastellan Zwigor ein Friedrich, Vogt von Tost, erscheint. Seitdem sind Toster Stadtvögte – Träger deutscher Namen: Stephan, Magister Peter u. a. – oft in den Urkunden der Zeit erwähnt.

Seit 1289 ist dann aber Tost nicht nur Sitz eines vom Landesherrn abhängigen Kastellans, sondern infolge der vielfachen Teilungen des oberschlesischen Gesamtherzogtums seit dem Tode Herzog Wladislaw (gest. 1281) wird es sogar Hauptort eines selbständigen Herzogtums unter der Regierung Herzog Boleslaw von Tost (1289–1309, später, bis 1321, Erzbischof von Gran, Ungarn).

Allerdings war Tost auch schon ein halbes Jahrhundert vorher, wie wir aus dem Testamente des Herzogs Meseco II. von Oppeln-Ratibor vom 29. Oktober 1246 (Diöz.-Archiv Br., liber niger, f. 412) wissen, Fürstentum, denn Meseco bestimmte Toschez seiner Gattin Jutta zum Witwensitz, so lange sie unverheiratet bliebe; diese vermählte sich jedoch 1252 noch einmal mit Herzog Heinrich III. von Breslau. Herzogin Jutta war die Tochter des Herzogs Konrad von Masovien, der den Deutschen Ritterorden in sein Land rief, und das bestimmt uns zu einem vergleichenden freundlichen Spiel der Gedanken, welche Entwicklung Tost wohl noch hätte nehmen können; denn gleich jenem masovischen, als slavischen Fürsten Konrad hatte auch Herzog Meseco wenigstens die Absicht, dem Deutschen Orden 3 seiner Burgen, Ratibor (Ratibor), Gozela (Gosel) und Tossch (oder Tossch, Tost) zu schenken! Dieser Plan ist aber nicht realisiert worden, und die Geschichte wüßte von ihm überhaupt nichts, wenn nicht eine Bestätigungsurkunde des Papstes Innocenz IV. vom 11. 3. 1253 (Staatsarchiv Breslau, Reg. 67 Nr. 5) über diese damals noch nicht vollzogene Schenkung auf uns gekommen wäre; dieses Dokument hat – wechselvoll wie die ganze Geschichte des Ostens – die verschiedensten Besitzer gehabt: erst im Archive des Deutschen Ordens in Danzig kam es 1526 in das polnische Reichsarchiv, wurde von Polen als Folge der polnischen Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts nach Berlin ausgeliefert und von hier 1865 in das Nachfolgearchiv des Deutschen Ordens, das Pr. Staatsarchiv Königsberg überführt.

Aber unsere Stadt ist nicht nur als Hauptort eines Verwaltungsbezirktes ein seit alters und früher als viele andere Städte Oberschlesiens urkundlich belegter Ort, noch eher erwähnen es die Urkunden als Kirchort. Schon am 12. August 1201 – also in einer für Schlesien noch ganz urkundenarmen Zeit – finden wir es in einer Urkunde des Papstes Innocenz III. für das Vinzenzstift in Breslau genannt, in der dieser Papst

dem Chorherrenstifte u. a. die Petrikirche in Tossocz (Tost) und die Margaretenkirche in Beuthen als Besitz bestätigt; d. h. also, daß diese Kirche schon vor der Jahrhundertwende bestand und sich im Besitz und unter dem Patronat des angesehenen Breslauer Stiftes befand. 1264, als diese Kirche schon baufällig war, wie eine Urkunde vom 24. September d. J. (Diöz.-Archiv Br. M. M. 1) berichtet, tritt der Abt und Konvent von St. Vinzenz das Patronat der Kirche an den Bischof von Breslau ab.

Ebenso wie die Burg Anlaß zur Anlage einer Kirche sein konnte, konnte sie auch zur Gründung eines Marktes führen, wenn sie zum Schutze einer Handelsstraße angelegt war. Dieser Fall trifft für unser Tost zu, denn am Fuße seines Burgberges teilte sich ein alter von Breslau kommender Handelsweg in zwei Straßen: nach Lublinig und Großpolen und nach Krakau und Klempolen. Solche Märkte sind dann natürlich weitaus älter als die Städte, die ihre Anlage der deutschen Kolonisation des 13. Jahrhunderts verdanken. Der slavischen Zeit waren Städte im Rechtsinne überhaupt wohl völlig fremd; sie kannte eben nur an die Burgen und Suburbien – die Ansiedlungen am Fuße und im Schutze des Burgberges – angelegte Märkte. So waren die Burgen und Kastellane auch die wirtschaftlichen Zentren des Landes, und nichts hindert uns, dies auch für das Toster Gebiet und unsere Stadt anzunehmen, wenn auch kein urkundliches Zeugnis mehr davon Kunde gibt. Da nun die Notwendigkeit, Mittelpunkte des Handelsverkehrs und Warenaustausches zu besitzen, auch für die Ortschaften der neu eingewanderten deutschen Ansiedler bestand, wurden die alten Märkte zu beliebten Sitzen kaufmännischer Fremdkolonien. Auf diese Weise hat sicher Tost seine frühesten deutschen Einwohner erhalten, die dann nicht ruhten, bis ihr neuer Heimatsort auch zur deutschen Stadt erhoben wurde. Der erste urkundlich belegte Toster deutscher bürgerlicher Herkunft – außer dem bereits genannten Stadtvogte Friedrich – ist ein 1324 in Groß-Strehlig ansässiger Heinrich von Tost, der also einer bereits durch seine Eltern in Tost beheimateten deutschen Bürgerfamilie entstammte.

So erwarb Tost sein Deutschtum, und es darf sich dankbar und freudig jener stolzen Epoche schlesischer Geschichte vor 700 Jahren erinnern, „keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten“ der Heimat, um es mit einem Worte der Bibel zu sagen.

Generalfeldmarschall von Sichhorn

Von Dr. Eugen Krawczynski, Dppeln

Generalfeldmarschall Hermann von Sichhorn, der als Heerführer an den ruhmreichen Waffenerfolgen der deutschen Armeen an der Ostfront hervorragenden Anteil hatte, verlebte einen Teil seiner Jugend in Dppeln, wo sein Vater Oberregierungsrat war. Dieser war vorher an der Regierung in Breslau tätig gewesen und hatte dort seine beiden Söhne dem Magdalenen-Gymnasium zugeführt. Nach seiner Versetzung nach Dppeln besuchte der ältere, Hermann von Sichhorn, noch 1½ Jahre das Dppelner humanistische Gymnasium und verließ es Ostern 1866 mit dem Zeugnis der Reife. Am 2. März 1866 fand die denkwürdige mündliche Reifeprüfung unter dem Vorsitz des Gymnasialdirektors Dr. August Stinner statt, der von 1842 bis 1878 die Anstalt leitete. Dem scheidenden Hermann von Sichhorn wurde ein vorzügliches Zeugnis ausgestellt; das Original ruht noch heute im Archiv des Gymnasiums. Fleiß, Ordnungsliebe, streng gesetzmäßiges Verhalten in und außerhalb der Schule wurden in dem Zeugnis besonders erwähnt. Am 1. April 1866 trat von Sichhorn als Avantageur in das 2. Garderegiment zu Fuß ein und begann jetzt seine glänzende militärische Laufbahn.

Der jüngere Sohn des Dppelner Regierungsrates, Paul von Sichhorn, besuchte ebenfalls das Dppelner Gymnasium und verließ es im Herbst 1869 mit dem Zeugnis der Reife. Wie der ältere, widmete auch er sich dem Militärstande, kämpfte 1870 in Frankreich und opferte sein junges Leben dem Vaterlande. Bei St. Privat wurde er am 18. August 1870 schwer verwundet und starb (nach dem Jahresbericht des Gymnasiums für 1870/71) am 24. August in St. Marie-aux-Chênes. In der Aula des Dppelner Gymnasiums hängt eine Gedenktafel mit den Namen von sechs ehemaligen Schülern des Gymnasiums, die im Kriege 1870/71 für das Vaterland starben. Dort lesen wir u. a.:

Paul von Sichhorn
Port. Fähnr.
2. Garde Reg. z. F.
verwundet bei St. Privat
† 24. Aug.

Die Vorfahren der beiden Dppelner Gymnasiasten, Hermann und Paul von Sichhorn, stammten aus Wertheim am Main. Hier war der Großvater, Johann Albrecht Friedrich Sichhorn, 1779 als Sohn des Hofkammerrats Sichhorn bei den Reichsgrafen Löwenstein-Wertheim geboren. Das war der spätere preussische Kultusminister, der in den politischen Stürmen des Jahres 1848 sein Amt dem König, dem er acht Jahre als Staatsminister treu gedient hatte, zur Verfügung stellte. Der Minister hielt sich danach vom politischen Leben fern und starb am 16. Januar 1856 in Berlin. Wenige Wochen nach seinem Ableben, am 27. Februar 1856, wurde seinem Sohn Karl

Friedrich Hermann Eichhorn, der damals Regierungsrat in Breslau war und im 43. Lebensjahre stand, der erbliche Adel verliehen; man darf als sicher annehmen, daß die Ehre dem Vater, dem verdienten Staatsminister, zugebracht war oder daß der König auch dessen Andenken ehren wollte. Vermählt war der Regierungsrat von Eichhorn mit einer Tochter des Philosophen Schelling, einer Frau von hoher geistiger Regsamkeit. Im Herbst 1864 wurde er unter Beförderung zum Oberregierungsrat nach Oppeln versetzt. Zuletzt bekleidete er das Amt eines Regierungspräsidenten und starb im Ruhestand am 3. Mai 1892 in Berlin.

Verfolgen wir weiter die militärische Laufbahn und die Lebensumstände des nachmaligen Feldmarschalls.

Wenige Monate nach seinem Eintritt in das Heer finden wir ihn auf den Schlachtfeldern in Böhmen. Er kämpfte als Unteroffizier in den Reihen seines Regiments auch am 3. Juli bei Königgrätz. Am 6. August 1866 wurde er Portepeefähnrich und im September desselben Jahres Sekondelieutenant. In den Krieg gegen Frankreich zog er mit dem 2. Garde-Landwehr-Regiment. Dieses nahm teil an den Kämpfen vor Straßburg und vor Paris. Im deutsch-französischen Krieg erwarb er sich die erste Auszeichnung, das Eisene Kreuz 2. Klasse. Im Oktober 1872 wurde er zur Kriegsakademie kommandiert, hier fand er in dem späteren Generalfeldmarschall von Hindenburg und dem General der Kavallerie von Bernhardski liebe Kameraden. 1873 erfolgte seine Beförderung zum Premierlieutenant. In seinem alten Regiment tat er nach Beendigung des Kommandos zur Kriegsakademie wieder Dienst, zuletzt als Regimentsadjutant. Am 13. Mai 1876 wurde er auf ein Jahr zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe kommandiert. Von 1877 bis 1879 war er Adjutant der 60. Infanteriebrigade in Metz, erhielt hier 1878 seine Beförderung zum (überzähligen) Hauptmann, und Ende 1879 wurde er Kompagniechef im 2. Garderegiment zu Fuß, demselben Regiment, bei dem er im April 1866 seine militärische Laufbahn begonnen hatte.

In Berlin lernte von Eichhorn seine künftige Frau kennen. Sie war die zweite Tochter des Geh. Legationsrates im Auswärtigen Amt, Wilhelm Jordan. Die Vermählung mit Jenny Jordan erfolgte am 2. März 1880. Manche ernste Sorgen traten in der Ehe an die beiden heran und fesselten sie umso fester an einander. In preussischer Einfachheit, in der von Eichhorn selbst im Elternhause erzogen war, erzog das Elternpaar auch die drei Kinder, die dem Ehebunde entsprossen, es waren zwei Söhne und eine Tochter. Jenny von Eichhorn überlebte ihren Gatten um sieben Jahre, sie starb am 22. April 1925.

Im Januar 1883 zog von Eichhorn von Berlin nach Metz, wo er dem Generalstab der 30. Division zugewiesen wurde. Von 1884 bis 1888 war sein Wohnort Karlsruhe, hier war er Generalstabsoffizier bei der 5. Armeinspektion unter dem Generalinspekteur, Großherzog Friedrich von Baden. Am 20. Februar 1886 wurde er zum Major befördert. Weihnachten 1888 wurde er in den Generalstab der 2. Division versetzt. Am 16. Mai 1891 zum Oberlieutenant befördert, erhielt er am 19. September 1891

die Versetzung in den Großen Generalstab nach Berlin. Hier arbeitete er unter dem Grafen Schlieffen. 1892 finden wir ihn wieder in Karlsruhe, wo er Chef des Generalstabs des 14. Armeekorps wurde. Am 14. Mai 1894 zum Oberst befördert, wurde von Sichhorn, nachdem er ununterbrochen 12 Jahre im Generalstab tätig gewesen war, Kommandeur des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8 in Frankfurt a. d. Oder. Im Jahre 1897 wurde von Sichhorn Generalmajor und Kommandeur der 18. Infanterie-Brigade in Liegnitz.

Am 1. Mai 1904 siedelte er von Liegnitz nach Frankfurt am Main über; hier war er kommandierender General des 18. Armeekorps. Am 24. Dezember 1905 wurde er zum General der Infanterie befördert und am 6. Juni 1908 à la suite des vorhin genannten Leibgrenadier-Regiments Nr. 8 (Frankfurt a. O.) gestellt. Am 1. Januar 1912 ehrte ihn der König durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Diese Ehrung traf einen, der unstreitig zu den hervorragendsten Offizieren der Armee gehörte. War doch seine Tätigkeit von größter Bedeutung für die Entwicklung und Ausbildung der Armee geworden. So hatte er hervorragenden Anteil an der Umarbeitung des Infanterie-Exerzierreglements und der Ausarbeitung der neuen Felddienstordnung von 1908. Wenn diese in ihrer sprachlichen Form so vorbildlich war, — man sagte, sie sei zum Bestandteil der deutschen klassischen Prosa geworden — so ist es das besondere Verdienst von Sichhorns, der als Vorsitzender der Kommission für die Ausarbeitung dieser Felddienstordnung wohl das meiste geleistet hatte. Erwähnt sei ferner, daß er großes Interesse für die Luftwaffe hatte; hat er doch 1909 an einem großen Überlandflug eines Zeppelinluftschiffes teilgenommen. In Frankfurt a. M. genoß der kommandierende General höchstes Ansehen und erfreute sich größter Beliebtheit, er fehlte dort an keiner offiziellen Veranstaltung, besuchte sogar, um sich ein vielseitiges Wissen zu verschaffen, fleißig Vorlesungen. Er war aber auch ein Freund geselligen Verkehrs und genoß gern die Freuden der Jagd. 1912 mußte er Frankfurt, wo man ihn nach seinem achtfährigen Aufenthalt ungern scheiden sah, verlassen. Im Herbst dieses Jahres wurde er zum Generalinspekteur der 7. Armeeeinspektion in Saarbrücken ernannt, und im folgenden Jahre wurde er Generaloberst.

Das Jahr 1914 rückte heran. Für den Mobilmachungsfall war von Sichhorn als Führer der 5. Armee angesetzt. Doch das Schicksal wollte es anders. Im Mai 1914 stürzte er bei einer Truppenbesichtigung in Metz so unglücklich vom Pferde, daß er viele Monate an das Krankenbett gefesselt wurde. Nicht nur körperlich, auch seelisch litt er schwer, er bezeichnete sich damals als den unglücklichsten Soldaten seiner Armee. Ende 1914 erbat er, kaum genesen, vom Kaiser die Erlaubnis, sich zum Leibgrenadier-Regiment Nr. 8 begeben zu dürfen. Im Januar 1915 kam er also an die Westfront, wo sein Regiment in der Gegend von Soissons erfolgreich kämpfte. Am 26. Januar 1915 erhielt er den langersehnten Befehl über eine Armee. Es war die 10. Armee, die im Osten neu gebildet wurde. Ihr fiel die Aufgabe zu, bei den gegen die Russen in Ostpreußen eingeleiteten Operationen, die zu der Winterschlacht in Masuren führten.

den überlegenen rechten russischen Flügel zu umfassen. Im Verlauf des Kampfes, bei dem von Eichhorn den rechten Flügel der Russen mit wichtigen Schlägen zertrümmerte, kam er mit seinem Heer in Gewaltmärschen bis vor die Tore der starken Festung Grodno. Hier traf er mit dem anderen Teil der deutschen Zange, der 8. Armee, zusammen. Fast die gesamte russische Armee geriet damals in Gefangenschaft. Der oberste Kriegsherr zeichnete von Eichhorn durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse und ein ehrenvolles Telegramm aus, und Hindenburg hat es später, als von Eichhorn am 1. April 1916 das goldene Militärjubiläum feierte, angesprochen, daß seine Armee in der Winterschlacht die Entscheidung herbeigeführt habe.

Die Armee von Eichhorn mußte später ein wenig zurückgehen, da die Hindernisse der Natur zu stark waren. Nachdem die Armee längere Zeit untätig gewesen war, und zwar in dem Sinne untätig, daß sie an großen Kampfhandlungen nicht teilnahm, erhielt sie endlich im Juli des Jahres 1915 die Aufgabe, die Belagerung der Festung Kowno vorzubereiten, des Eckpfeilers der nordrussischen Festungsfront. Am 18. August 1915 erstürmte die Armee diese Festung. Seit diesen Tagen schmückte von Eichhorn der Orden Pour le mérite. Als später, am 19. September 1915, auch Wilna in die Hand der Armee von Eichhorn fiel, verlieh ihm sein oberster Kriegsherr auch das Eichenlaub zu diesem Orden.

Die Russen leiteten, um die bei Verdun bedrängten Franzosen zu entlasten, im März 1916 eine Offensive ein und wollten bis Wilna durchstoßen. Trotzdem der Feind in gewaltiger Übermacht angriff und „die Frühjahrschneeschmelze die deutschen Gräben mit eisigem Wasser füllte, erstickten doch die feindlichen Stürme in Blut und Sumpf.“ Generaloberst von Eichhorn konnte am 1. April 1916 bei der Feier seines 50jährigen Militärjubiläums mit großer Befriedigung auf diesen neuen Erfolg seiner Armee blicken. Als dann Generalfeldmarschall von Hindenburg Chef des Generalstabes des Feldheeres wurde, übernahm von Eichhorn zu seiner 10. Armee noch den Heeresgruppenbefehl über die Armeegruppe Scholz und die 8. Armee. In den folgenden Monaten errang er weitere Siege, unter denen die Einnahme von Riga der bedeutendste war. So hatte er und seine Armeen einen wesentlichen Anteil an der endgültigen Niederbringung Rußlands. Der oberste Kriegsherr dankte ihm Weihnachten 1917 durch die Verleihung des Feldmarschallstabes. Es war die letzte Auszeichnung, die der verdiente General erhielt.

Die Russen erklärten sich zum Frieden bereit. Die Friedensverhandlungen zogen sich jedoch vom Dezember 1917 ergebnislos bis zum Februar 1918 hin. Als die Abordnung der Russen unter Trozkis Führung die Beendigung des Kriegszustandes erklärte, es aber ablehnte, einen Friedensvertrag zu unterschreiben, teilte die deutsche Oberste Heeresleitung den Russen mit, daß sie den Waffenstillstand für beendet ansehe. Die deutschen Truppen traten am 18. Februar 1918 den Vormarsch an und besetzten ungeheure Räume Rußlands. Die Heeresgruppe Eichhorn drang bis Dorpat und Reval vor.

Als man auch nach dem Süden Rußlands vorstieß, um von hier Getreide für das Heer zu beschaffen und überhaupt die fruchtbare Ukraine für die Lebensmittelversorgung des deutschen Reiches nutzbar zu machen, übernahm von Sichhorn die bisherige Heeresgruppe Linsingen und machte Kiew zu seinem Hauptquartier. Von hier aus verwaltete er einen großen Teil der Ukraine und die Gouvernements Laurien und Krım. Er fand ungeheuer schwierige und verworrene Verhältnisse vor; es galt hier nicht nur aufzubauen, sondern auch zu schlichten und zu versöhnen. Es gelang ihm in unermüdlicher Tätigkeit, Deutschlands Stellung in der Ukraine zu festigen; er hoffte auch, das ukrainische Volk, dessen aufrichtiger Freund er war, aus den Gefahren des Bolschewismus zu befreien und einer besseren Zukunft entgegenzuführen. So hat er denn auch mit Klugheit und Verständnis und nicht ohne Erfolg am Wiederaufbau des Landes gearbeitet.

In Kiew fand sein tatenerreiches, dem geliebten Vaterlande geweihtes Leben einen tragischen Abschluß. Als sich der Feldmarschall am Mittag des 30. Juli 1918 in Begleitung seines Adjutanten, des Hauptmanns von Dreßler, im Kraftwagen vom Kasino nach seiner Wohnung begab, verübten russische Sozialrevolutionäre, die eigens von Moskau nach Kiew gekommen waren, auf ihn einen Bombenanschlag. Nach achttündigem qualvollem Leiden erlag der Feldmarschall seinen schweren Verletzungen, kurz vor ihm dergleichen sein treuer Adjutant. Es war nicht persönliche Rache, welche die Verbrecher die schandwürdige Tat vollbringen ließ, sondern der Haß gegen die Deutschen, als deren Führer und Symbol für Rußland von Sichhorn erscheinen mußte.

Die letzte Ruhestätte fand von Sichhorn in Berlin auf dem Invalidenfriedhof, auf dem viele große Deutsche bestattet sind.

L i t e r a t u r

In dem vorstehenden Aufsatz wurden verwendet Georg Sittmanns Nachruf auf Hermann von Sichhorn im Jahrbuch 1918 des Historischen Vereins Alt-Wertheim in Wertheim, dessen Ehrenmitglied der Generalfeldmarschall war. Dieser Aufsatz gibt auch eine eingehende Würdigung der überragenden Persönlichkeit des Feldmarschalls und enthält manche Bemerkungen über das Familienleben, seine vielseitigen Interessen und vor allem über seine glänzenden Charaktereigenschaften. Manches übernahm hieraus Georg Struß im Deutschen Biographischen Jahrbuch, Überleitungsband II, 1917-1920, S. 244-250. Ohne Georg Struß und die von ihm angeführte Literatur wäre der vorstehende Aufsatz nicht möglich gewesen. Daß ich auch Akten und Jahresberichte des Dppelner Gymnasiums eingesehen habe, wird der Leser gemerkt haben.



Eimsdach und Schopfdächlein

Oberglöckau



Eimsdach und Schopfdächlein

Kieferstädtel bei Gleiwitz
Neu-Walddorf, Zips

Die Wisente im Plesser Forst

Ein einzigartiges Naturdenkmal

Von Dr. H. Reinhardt

Der Osten Deutschlands zeichnet sich in mancher Hinsicht gegenüber dem Westen durch Urvüchsigkeit aus. Die Besiedlung ist dünner, weite Flächen des Landes sind von Wald bedeckt. So bilden die obererschlesischen Waldgebiete rechts der Oder eine Freude der Jäger und Naturfreunde. Von der Goslauer Gegend bis in den Kreis Plesß hinein ziehen sich zusammenhängende, nur von spärlichen Siedelungen unterbrochene Wald-distrikte, die sich hauptsächlich im Besitz des Fürsten Hohenlohe-Öhringen, des Herzogs von Ratibor und des Fürsten von Plesß befinden. In diesen weiten Forsten können heute noch Rot- und Schwarzwild ein Leben in vollkommener Freiheit führen, denn selbst dort, wo Wildgatter stehen, sind die eingegatterten Flächen so groß – zehntausende von Morgen – daß das Wild sie nicht als Beschränkung seiner Freiheit empfinden kann. Ein Teil dieser Waldungen ist durch die Grenzziehung an Polen gekommen, und in diesem Teil, in den Plesser Forsten, lebt heute noch an der einzigen Stelle in Mitteleuropa in Freiheit der Wisent, das gewaltige Wildrind, das noch in geschichtlichen Zeiten in diesen großen Waldgebieten unseres Landes heimisch ist.

Es ist keine Übertreibung, wenn man heute den Wisent als die seltenste Tierart Europas bezeichnet. Es dürfte auch kaum in anderen Erdteilen eine Tierart geben, die ihm in dieser Eigenschaft den Rang abläuft. Denn die Gesamtzahl der lebenden Wisente beträgt nur noch einige Duzend. Dazu sind nicht einmal alle, die zu dem heutigen Gesamtbestande gerechnet werden, reinrassig, sondern es befinden sich unter ihnen auch solche mit mehr oder weniger starker Beimischung amerikanischen Bisonblutes. Man könnte vielleicht hoffen, daß im Kaukasus, der vor dem Kriege noch einen kleinen Stamm von Wisenten beherbergte, einige der Vernichtung entgangen wären, doch fehlen darüber Nachrichten. Außer in den Plesser Forsten lebt heute nur noch im polnischen Staatswalde von Bialowieß eine kleine Wisentherde. Einzelne Stücke sind auf eine Reihe von Tiergärten zerstreut.

Die Plesser Wisente sind keine Nachkommen der Wisente, die ehemals im deutschen Urwalde lebten und von deren Jagd die Heldenlieder des Mittelalters berichten, – im Gegensatz zu den ostpreussischen Elchen, die sich heute noch an ihrem ursprünglichen Standorte befinden. Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I., des Soldatenkönigs, waren die Wisente in den preussischen Forsten noch nicht gar so selten. Der König verschenkte manchen von ihnen an andere Fürsten und er selbst trug Stiefelsohlen aus Wisentleder. Dann ging es aber schnell abwärts, sodaß, als Friedrich der Große Schatzbestimmungen für den Wisent erließ, es schon zu spät war. Die schlimmsten Feinde des Wisents waren wie auch in späterer Zeit die Wilddiebe, die es damals recht arg getrieben haben müssen. Auf ihr Konto ist auch der Abschluß des letzten Wisents in Ostpreußen im Jahre 1755 zu setzen. In Sachsen ist der letzte Wisent im Jahre

1793 in die ewigen Jagdgründe eingegangen, dieser aber war nicht deutscher Herkunft, sondern ein aus der Bialowiescher Heide stammender „Zubr“. Denn da die sächsischen Kurfürsten damals zugleich Könige von Polen waren, kamen durch sie Wisente häufig aus Polen nach Sachsen.

Im 19. Jahrhundert, als Bialowiesch das Jagdrevier der russischen Zaren war, wurde die Familie der Pleßer Wisente durch vier aus Bialowiesch stammende Stücke begründet. Der Fürst von Pleß bezog im Jahre 1856 im Tausch gegen 20 Stück Rotwild einen Wisentstier und drei Kühe aus Bialowiesch. Der Stamm der Pleßer Wisente erhielt in späteren Jahren wiederholte Blutauffrischungen durch Stiere, die aus Bialowiesch oder aus verschiedenen deutschen Tiergärten (Berlin und Dresden) hinzugekauft wurden, um den schädlichen Folgen der Inzucht entgegenzuwirken. Da die Jagd mit äußerster Enthaltksamkeit ausgeübt und außer alten Stieren nur Kranke Stücke abgeschossen wurden, konnten sich die Wisente gut vermehren. Ihr Bestand stieg bis zum Ende des Krieges auf 74 Stück. Die Jagden auf Wisente oder „Auerochsen“ – wie die Tiere von der oberschlesischen Bevölkerung zoologisch nicht ganz richtig bezeichnet wurden – gestalteten sich zu wahren Volksfesten für die weite Umgebung, da zu diesen Jagden meist besonders gefeierte Gäste kamen. Alle drei deutschen Kaiser sind zur Wisentjagd in Pleß gewesen, Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. als Kronprinz und Wilhelm II. wiederholt. So herrschte bei diesen Jagden verständlicherweise immer ein sehr starkes Angebot an Treibern. Es meldeten sich hierzu auch Männer in angesehener bürgerlicher Stellung, nur um bei einem solchen Ereignis dabei zu sein. Bei aller Sorgfalt, mit der diese Jagden immer vorbereitet waren, gab es doch manchmal Überraschungen, die noch lange nachher das Tagesgespräch bildeten. So geschah es einmal, als Kaiser Wilhelm I. einen Wisent geschossen hatte, daß nachher beim Legen der Strecke dem Stiere die Gehöre (Ohren) fehlten. Die Jägerei geriet darob in nicht geringe Aufregung. Wie die Überlieferung berichtet, soll schließlich als der Übeltäter ein Lehrer ermittelt worden sein, der sich auf diese ungewöhnliche Weise hatte ein Andenken an den großen Tag verschaffen wollen. Ein andermal, als Wilhelm II. einen Stier schießen sollte, blieben alle Bemühungen der Treiber, den Wisent aus einer Dickung heraus auf den Stand des Kaisers zuzudrücken, erfolglos, sodaß der Kaiser schließlich, als wenigstens ein Stückchen der Decke des Wildes aus dem Holz schimmerte, um überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen, das Feuer in die Dickung hinein eröffnete und dann schließlich auch mit einer Anzahl von Kugeln den Stier zur Strecke brachte.

Die oberschlesischen Aufstandswirren haben unter dem schwerfälligen Wild, das durch sein hohes Gewicht an „Fleisch“ den Wilddieben besonderen Anreiz bot, fürchterlich aufgeräumt. Die Freveltäter brauchten ja damals nicht zu befürchten, daß sie irgend wie zur gerichtlichen Verantwortung gezogen würden. So konnte es kommen, daß bei einem Tanzvergügen in einer Dorfkneipe des Kreises Pleß ein Extratanz für solche „Jäger“ eingelegt wurde, die schon einen „Auerochsen“ geschossen hatten, und daß

die Wilderer mit stolzgeschwellter Brust zu diesem Lanze antraten. Bis zum Jahre 1922 blieben nur noch drei Stück übrig, zwei Stiere und eine über 20 Jahre alte, allem Anschein nach nicht mehr fortpflanzungsfähige Kuh. Wie durch ein Wunder kam aber neues Leben in die Wisentfamilie. Die alte Kuh setzte in den Jahren 1922 bis 1926 noch drei Kälber, darunter ein weibliches, und dieses weibliche Kalb, heute eine zehnjährige Kuh, ist die Stammutter der neuen Generation der Pleßer Wisente geworden. Ihr Bestand wuchs bis zum vorigen Jahre auf 11 Stück an. Dann gab es aber einen schweren Verlust. Im Herbst vorigen Jahres wurde in einem Kampf zwischen zwei Stieren der jüngere, ein etwa zweijähriger Stier, vor seinem weit überlegenen Gegner übel zugerichtet. Der Starke hatte ihm durch Stöße mit den Hörnern (waidmännisch „Luffzüge“ genannt) eine große Anzahl tiefer Wunden beigebracht, die zum Teil das Gescheide bloß legten, und mehrere Rippen gebrochen. Trotzdem wurde unter unendlichen Schwierigkeiten versucht, den wertvollen Stier durch eine tierärztliche Operation zu retten. Aber alle Bemühungen blieben vergeblich. Wenige Wochen später fand man auch den Sieger, einen Rieser von 18 Zentner Gewicht, verendet auf, an einer Verletzung des Gescheides eingegangen, für die sich eine sichere Erklärung nicht finden ließ. Nur zwei Stücke sind im Laufe des letzten Jahrzehnts abgeschossen worden, die noch aus der Vorkriegszeit stammende alte Kuh und ein kranker Stier, der infolge eines in der Luffstandszeit erhaltenen Beckenschusses kümmerte. So blieb ein Bestand von 9 Stück, und da das Geschlechtsverhältnis für eine weitere Fortpflanzung günstig ist, hofft man die Wisente für absehbare Zukunft erhalten zu können.

Die Wisente haben in neuerer Zeit die Öffentlichkeit beschäftigt, als die Steuerbehörde der Rattowitzer Wojewodschaft im Zuge ihrer Zwangsmaßnahmen gegen die Fürstliche Verwaltung auch die Wisente pfändete. Die Pfändung hatte in dem Augenblick nur theoretische Bedeutung, da die Wisente in dieser Jahreszeit weit in den Forsten umherschweifen, sodaß selbst das Jagdpersonal nicht ihren genauen Aufenthalt kennt, anders als im Winter, zu welcher Zeit die Wisentherde sich im Forstrevier Jankowoitz aufzuhalten und die dortige Fütterung anzunehmen pflegt. Trotz ihrer geringen Zahl zeigen die Pleßer Wisente heute noch mehr die Eigenschaften „wilder“ Tiere als seinerzeit die Wisente in Bialowiesch, als dieses Revier unter der Zarenherrschaft überhegt wurde. Zum Vergleiche ist es interessant festzustellen, wie sich in neuester Zeit das Schicksal der Wisente von Bialowiesch gestaltet hat. Dort war nach dem Kriegsende der ganze Bestand, den während des Krieges die deutsche Jagdverwaltung durch strenge Schutzmaßnahmen vor dem Untergang bewahrt hatte, von Wildererbanden restlos niedergemetzelt worden. Nach der Errichtung des polnischen Staates ging die polnische Forstverwaltung daran, den Wisent wieder einzubürgern, indem sie mehrere aus Tierparken bezogene Stücke in einem Gehege im Bialowiescher Forst aussetzte. Die Zahl der Wisente hat sich dort in diesem Frühjahr durch die Geburt von drei Kälbern auf 14 vermehrt. Da das Wisentgehege in Bialowiesch nur einen Umfang

von 60 ha hat, können die Tiere dauernd unter Beobachtung gehalten werden. Mehrere Jäger bewachen Tag und Nacht ohne Unterbrechung das Wisentgehege. Die Wisente von Bialowiesch sind verschiedener Herkunft. Teils stammen sie von den früheren Bewohnern dieses Gebietes ab, von wo ihre Vorfahren einst in zoologischen Gärten kamen, teils aus Pleß, andere aus dem Kaukasus. Es sind aber auch Mischlinge darunter, deren Vorfahren mit amerikanischen Bisons gekreuzt worden sind, während im Gegensatz hierzu die Pleßer Wisente kein artfremdes Blut in ihren Adern haben.

*

Während der Drucklegung des vorstehenden Aufsatzes hat der Wisent auch in Deutschland eine neue Heimstätte gefunden, von der aus er dem deutschen Walde wiedergegeben werden soll. Auf Veranlassung des preußischen Ministerpräsidenten Göring, der ein großer Freund der Natur und der Jagd ist, und das Amt des Reichsjägermeisters bekleidet, wurde in der Schorfheide, dem riesigen staatlichen Forstrevier, ein Gehege von 240 Morgen (60 ha), also ebensogroß wie in Bialowiesch, eingerichtet und mit einer Herde von neun Wisenten besetzt. Die Wisente stammen teils aus den Tierparken Springe und Boizenburg – aus dem zweitgenannten Park des Grafen Arnim u. a. der neun Jahre alte Hauptstier der Herde – teils aus dem Zoologischen Garten in Berlin. Es ist geplant, später, wenn die Wisente sich hier gut eingewöhnen und fortpflanzen, ihnen ein Revier von 8000 Morgen zu öffnen. So ist die Befürchtung, die letzten Reste des reckenhaften Wildes würden bald ein trauriges Ende hinter den Zäunen der Tiergärten finden, einstweilen gebannt und es besteht darüber hinaus sogar die Hoffnung, daß unsere Nachfahren den Wisent wieder als Bewohner des deutschen Waldes kennen werden.

Theodor Schube zum Gedächtnis

Von Herbert Lindner

Dort, wo die Mutter Schlesien am lieblichsten lächelt, im Grünberger Weinlande, bei Saabor, trägt die mächtigste Eiche unsrer Heimat den Namen Theodor Schubes. So fest gegründet, wie dieser Baum und so innig verwurzelt mit dem Heimatboden war der Mann, nach dem sie genannt ist, und den der unerbittliche Tod uns am 6. Juni d. J. entriß.

Wenn heute der Sinn für die unversieglischen Freuden der Natur als Zeichen seelischer Gesundung im deutschen Volke und im Schlesiervlande wieder zu erwachen beginnt, wenn der neue Geist des neuen Deutschland auch in dieser Beziehung eine Revolution der Herzen schafft, dann muß Theodor Schube als ein Vorläufer der Heilsbotschaft gelten, die heute als Verbundenheit von Blut und Boden verkündet wird. Es waren Jahre eines schlimmen Niederganges in Deutschland, Jahre einer öden Zivillisation, Jahre, in denen nicht nur die deutsche Politik, sondern auch die naturnahe deutsche Seele verkam, als Schube einen unermüdlichen Kampf um die Herzen seiner Landsleute führen mußte. Wie oft habe ich als sein Schüler am Realgymnasium am Zwinger in Breslau erlebt, daß sich das Leid des unermüdlichen Kämpfers um all die Verständnislosigkeit und die Naturentfremdung jener Jahre in elementaren Schmerzensworten entlud. Mit treuester Liebe und deutschester Gründlichkeit führte uns dieser seltene Mensch in seine ihm so liebe Arbeit ein, dem Osterprogramm von 1908 des Realgymnasiums schenkte er eine bebilderte Beilage „Aus der Baumwelt Breslaus und seiner Umgebung“ und leitete mit diesem Büchlein, das ich immer nur mit Rührung in die Hand nehmen kann, unsere etwas rüpelhaften Jungenseelen zu den stillen Schönheiten und dem friedlichen Waldesrauschen unserer Heimat. Viele Freistunden opferte er, um uns in einer Art chemischen Praktikums, das dem damaligen Schulbetriebe völlig fremd war, ins Innere der Natur zu führen. Und so streng er von uns eine Vertiefung in seinen Unterricht forderte, so hilfreich und gütig war er, wenn es galt, die Probe zu bestehen. Ganz unwillkürlich hob er im Mitgefühl der Examensangst einem unsicheren Primaner zwei Finger vor die Nase, wenn er ihn fragte: Wievieltwertig ist der Schwefel?

Wer auch immer heute in Schlesien und in Oberschlesien botanische Wanderwege geht, kommt wieder und wieder mit dem unergänglichen Werke Theodor Schubes in Berührung. In 40 Jahren unendlicher Mühe durchforschte Schube die Kraut- und Baumwelt Schlesiens; viele zehntausend Kilometer Weges zu Rad und zu Fuß und eine unermüdliche Arbeit am Schreibtisch brachten als Frucht die „Flora von Schlesien“, in der Schube schon im Jahre 1904 1616 schlesische Gefäßpflanzenarten mit der Fülle ihrer Standorte festhalten konnte. Seine besondere Liebe galt den Recken unserer Baumwelt, ihnen spürte er auf allen Wegen nach und sammelte diese Zeugen und Reste aus den gewaltigen Wäldern unserer Vorfahren im „Waldbuch von Schlesien“. Jahrelang noch hat er diese beiden grundlegenden Werke in den Jahresberichten der Schlesiischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau ergänzt und fortgeführt. 60 000 größtenteils von ihm zusammengebrachte Blätter des Schlesiischen Herbars im Archiv der Schlesiischen Gesellschaft bilden die Belege.

Wohl lächelte mancher überlegen, wenn Schube in seinen Naturschutzvorträgen, bei denen er in fast allen Städten Schlesiens mehrere Tausend selbstgeschaffener Glasbilder von schlesischen Naturdenkmälern vorführte, begeistert verkündete, daß der oder jener Baum in Brusthöhe gemessen 10 m Umfang habe, aber hat er nicht gerade damit mehr als jeder andere das praktische Interesse auch der Fernerstehenden zu gewinnen gewußt!

Schube war es auch, der die Augen der Öffentlichkeit auf die Findlingsblöcke, die Zeugen der nordischen Eiszeit, lenkte und für ihre Erhaltung eintrat. Den Lesern des „Oberschlesiens“ ist Schube durch seine reizvollen „Waldwanderungen in den Malapaneniederungen“ und so manche andere Veröffentlichung wohl vertraut, in allen ober-schlesiischen Schulen liegt sein Heftchen „Die wichtigsten Naturdenkmäler Oberschlesiens“ aus.

Wer nach Breslau kommt, der besucht auch sicher einmal die Jahrhunderthalle und sieht in ihrer Nähe die historischen Gärten, die von der Karolingerzeit bis zum japanischen Garten ein ein getreues Abbild der Gartenkunst aller Jahrhunderte geben. Diese historischen Gärten sind Schubes Werk, das er zusammen mit Professor Rosen seiner Vaterstadt darbrachte. An seinen zahlreichen Veröffentlichungen hat Schube sich nicht bereichert, wie oft hat er nicht vielmehr aus eigenen Mitteln Zuschüsse geleistet, um seiner geliebten schlesischen Heimat zu dienen. Er sah auch nicht auf Anerkennung oder Ruhm. Ihm ging Gemeinnutz vor Eigennutz lange, bevor dieser Grundsatz wieder dem deutschen Volke allgemein eingeprägt wurde. Schlicht bis zum Ende — wer ihn auf seinen Fahrten traf, vermutete in dem merkwürdigen Manne im schlichtesten Gewand mit den Soldatenstiefeln nicht den bekannten Floristen. Seine Schriften sprechen nicht mit der Eleganz des Westmannes zu uns, sondern mit dem etwas spröden Humor eines einfachen Herzens und der Gründlichkeit ihres sorgfältig erarbeiteten Inhalts. Preussische Genauigkeit, reklameverachtende Fülle des Stoffes zeichnet sie aus. Er wußte besser als manche neuere Prediger des Naturschutzgedankens, daß Liebe zur Heimat und Ehrfurcht vor dem grünen Geist der Wildnis nicht wie eine beliebige Zeitmode durch witzige Vielschreiberei zu erreichen sind, sondern nur von innen aus den Menschen wachsen können, wo nicht schon die Oberflächlichkeit und die gedankenlose Erwerbsgier des heutigen Europäers den guten Wesenskern erstickt haben, der von Urbätereitagen her nach dem Walde ruft.

Gerade in dieser äußersten Schlichtheit hatte Schubes Leben und Werk etwas von dem Dämonischen, das in allen großen Geistern Deutschlands lebte. Wir spüren an ihm jene seltsame Besessenheit, die unwiderstehlich aus dunklen Blutsgründen nach der grünen Weite, nach der Wildnis ruft, fort von dem künstlichen Leben der Menschenanhäufungen und ihrer Abfallhaufen, einen Drang, den wir alle als Knaben verspürten, der aber hier auch den Jüngling und den Mann nicht losließ, bis er diese Gebundenheit nutzbar machte im Dienste seines Volkes und seiner Heimat.

Durch die Bäume und Wälder Schlesiens rauscht es: Schube ist nicht mehr. Aber sein Geist, der Geist hinreißender Naturliebe, der Kerngehalt jeder wahrhaft deutschen Seele, lebt stärker als zuvor! Das war sein Werk und bleibt sein Werk. Der Same, den er austreute, beginnt aufzugehen in einer Blüte des deutschen Gemüts. Niemand hat Schubes Wesen und Wirken besser erfaßt als Professor von Gosen, der zum siebzigsten Geburtstag dieses Liebhabers der schlesischen Heimat eine Plakette bildete mit der Umschrift:

Der ist in tiefster Seele treu,

Wer die Heimat so liebt wie Du!

Emanuel Czmoł †

Am 13. Juni 1934 starb in Gleiwitz im 67. Lebensjahr der oberschlesische Heimatforscher Emanuel Czmoł. In Zernik bei Gleiwitz als Sohn eines Schmeltzmeisters geboren, ergriff er den Beruf seines Vaters und wurde in der Gleiwitzer Hütte Oberhüttenmeister, ging aber, im oberschlesischen Bauerntum verwurzelt, ganz im Forschen oberschlesischen Landes und Brauchtums auf. Die „scientia amabilis“, diese „liebliche Wissenschaft“ der Pflanzen, hatte es ihm besonders angetan. Er gehörte zu den Mitarbeitern des leider auch in diesem Sommer verstorbenen großen schlesischen Floristen Prof. Dr. Th. Schube und hat wertvolle Beiträge zu dessen Veröffentlichungen über die schlesische Pflanzenwelt geliefert. Durch die Haldenflora der Gleiwitzer Hütte kam E. Czmoł darauf, sich mit den Adventivpflanzen eingehender zu beschäftigen. Die Pflanzen im Brauchtum des Oberschlesiens, Die Pflanzen des Bauerngartens, Die Heilkräuter — alles das waren Themen, die seinen regen Geist beschäftigten, wie er überhaupt vieles

über oberschlesische Sitten und Bräuche zusammengebracht hat. Volks- und Soldatenlieder, Märchen und Schwänke sind von ihm gesammelt und zusammengestellt worden. Schlicht in seinem Auftreten, verstand er den Verkehr mit dem Manne des Volkes und erschloß manche Quelle, die einem andern verschüttet blieb. Aber auch in anderen Kreisen genoß er Ansehen und Beliebtheit. Zahlreich waren seine persönlichen Freunde in der Lehrerschaft, und großen Zuspruchs erfreuten sich seine botanischen Führungen.

Der Naturschutz und die Naturdenkmalpflege hatten in E. Czмок einen eifrigen Jünger und Apostel. Er gehörte zum früheren Landschaftskomitee für Naturdenkmalpflege im oberschlesischen Industriebezirk und war hernach auch ein reger Mitarbeiter in der oberschlesischen Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege. Mit Feuereifer trat er für die Neubepflanzung des durch die Industrie verwüsteten Geländes ein und bemühte sich, das Volk in die Gedanken des Naturschutzes einzuführen und zu praktischer Betätigung in der Landschaftspflege anzuhalten.

Als Kind hat E. Czмок die Pfennige, die er erhielt, sammelt, um sich Bücher anzuschaffen, später hat er - sonst von äußerster Anspruchslosigkeit und trotz seiner starken Familie - es fertig gebracht, sich für seine Studien eine wertvolle Bücherei, besonders von botanischen Werken, anzulegen; und als er in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr recht ins Freie hinauskommen konnte, widmete er sich ganz seinem Garten, den er zu einer Lern- und Lehrstätte auszugestalten verstand.

In der Tagespresse hat er immer wieder Beiträge zur Heimatkunde und Volkskunde und zum Naturschutz geliefert; aber auch größere Abhandlungen stammen von ihm, z. B. in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“, im Gleiwitzer Jahrbuch 1927, in der Zeitungsbeilage „Aus dem Beuthener Lande“.

Mit Emanuel Czмок ist ein treuer Sohn des oberschlesischen Landes heimgegangen, ein Volks- und Naturfreund, dem alle, die ihn kannten, ein dauerndes Gedenken widmen werden. Die Samen, die er in empfängliche Gemüter gelegt hat, tragen Früchte; von den Blumen, die er so sehr geliebt hat, sei ihm ein Erinnerungs- und Ehrenkranz gemunden. G. Eisenreich.

Erinnerung schwingt um Klemens Neumann

Von Alfred Mann

Erinnerung schwingt um Klemens Neumann — und singt wie heller Geigenton — — — sechs Jahre abgeschrieben schon? — Du bleibst lebendig, lieber Spielmann! — — —

„Daß die Leute auch immer meinen: guter Kaffee muß starker sein!“ Dies sind nach der Begrüßung die ersten Worte gewesen, die ich je von Klemens Neumann hörte. Es war im Frühjahr 1925. Ich kam in den Heimgarten, um zu sehen, wie ich dort eine Arbeitswoche der Breslauer Volkshochschule einrichten könnte. Nun hatte er mich mit schlesischer Gastfreundschaft empfangen wollen und drum seinen Helferinnen angesagt, sie sollten einen „guten“ Kaffee mit Streufelkuchen auf den Tisch bringen. Und kaum probierten wir den ersten Schluck, da fiel jenes Wort.

Zwar ist gelegentlich erklärt worden, die Geschichte eines Menschen ließe sich nur von seinem Tode her schreiben; denn erst von ihm aus könne man über seine Bewährung völlig richten. Es mag so sein. Aber wer die Menschen liebt und ihrer achtet, dem erschließen sie oft schon bei der ersten Begegnung und im ersten Wort Leitlinien ihres Lebens. Als nun Klemens Neumann jenes so sagte, ward offenbar: er hatte den Sinn dafür, daß edle Früchte und schöne Freuden aus dem Garten erwachsen und nicht aus dem Groben, aus dem Natürlichen und nicht aus dem Gemachten.

Später fand ich tatsächlich bestätigt, daß darin seine bildnerischen Kräfte wurzelten ebenso wie

in seiner Heiterkeit und in seiner Frömmigkeit, die nicht im Gewande gelehrter Theologie einher-schritt, die Gottes Gnade seinem pulsenden Herzen einverleibt hatte als das Glück einer natürlichen Gabe.

In seinem Vermächtnis hat er bekannt: „Besonders danke ich für zwei Dinge: Daß Gott mich zum Priestertum berief, und daß er mir gab, unter der Jugend zu leben und froh zu sein“.

Er war ein Deutscher, von deutscher Geistes- und Herzensbildung getragen und sie weitertra-gend. Sein „Spielmann“, den er ein „Liederbuch für Jugend und Volk“ nannte, ist dess' Zeugnis. Und er kannte auch die deutsche Gefahr und die Möglichkeit ihrer Überwindung: „Die deutsche Jugend soll sich bewußt bleiben, daß sie berufen ist, nicht in Parteihader und Standesinteressen die Zerrissenheit des Volkes zu vermehren, sondern mitzuarbeiten, daß unser Volk an Leib und Seele gesunde, und daß in ihm der Gemeinschaftssinn wachse“, schrieb er 1924 seinem Lieder-buch voran.

Das war es, was ihm mich aufs innigste verband. Der deutsche Volksbildner hatte nicht die äußere Macht (sie war auch nicht Sache seiner Arbeit), deutsche Einheit zu schmieden. Aber von unten und von innen her haben wir Jahr um Jahr treulich gebaut, um Volksbildung zur Volk-Bildung zu erhöhen. Und sie begann zu wachsen! Ihre Zellen wurden stärker und vermehrten sich. Volk wurde! Wurde auch in jenen Juninächten von 1925 in Neisse-Neuland, als wir Breslauer mit der Heimgartenschar unterm Sternenhimmel unsere alten Volkslieder sangen und Klemens Neumann uns zusammenbrachte mit seiner Geige und seinem Herzen. Da waren sie nun gekom-men von ganz rechts und ganz links und aus der Mitte, und Protestanten und Katholiken und Freidenker, waren Junge und Alte und beiderlei Geschlechts. Und im Urklang ihres Volkes fan-den sie zueinander hin. Und als sie auseinandergingen, trugen sie große Liebe im Herzen und waren so stark, daß ihnen nicht mehr bange wurde um Verschiedenheiten der Gläubigkeit und anderer Sehnsucht, die Gott in ihre Seelen gesenkt hatte.

Im Heimgarten nannten sie Klemens Neumann „den Professor“. Das hatte aber mit der Gattung der Professoren nichts zu tun. Es war hier Eigenname und Klang am lieblichsten im „Grüß Gott, Herr Professor! Wollt Ihr heut Abend mit uns singen?“ oder: „Gestern habt Ihr uns aber gefehlt!“ u. dgl. m. Sonst war er bei deutscher Jugend allenthalben bekannt als „der Spielmann“. Und das erhob sich nun wieder noch über Gattung und ihren Begriff: es war eine Idee, nach der fromm-fröhliches Wesen sich gern ausrichten wollte; mehr noch: es war eines der schönsten Beispiele incarnierter, leibhaftig vorgelebter Idee.

Weil er also sehr Vorbild war, drum war's ihm wohl nicht notwendig, über Bildung und Bil-den zu reden. Ich erinnere mich jedenfalls nicht, daß er je ein längeres Gespräch mit mir darüber geführt hätte.

Und ich habe auch nie gemerkt, daß er bewußt irgend eine „Methode“ anwandte.

Er bildete und er erzog, indem er dawar, indem er mit der Jugend lebte, auch Jugend wagte und ihr Bahn brach fürs Wagnis, wobei die ausstrahlende Kraft seiner Güte und seiner edlen Haltung sie zugleich bewahrte.

Er regierte mit gelegentlich klug hingeworfenem Satz, mit kurzem Hinweis, raschem Wink, bei dem er hinter dem Technischen der Angelegenheit offensichtlich schon wieder Wesentlicherem nach-sann, durch feinfühliges Beherrschen des Gegebenen und Aufgegebenen gleich wie ein großer Dirigent. Stellung nahm er wohl auch einmal mit einem zornigen Wort.

Er rauchte nicht, er trank nicht, er war mäßig im Essen. Er bewegte sich rasch und mit weitaus-greifenden Schritten; er verstand die Kunst des Radfahrens und übte sie freimütig auch im Prie-sterrock; Wandern war seine Lust. Er war von schlankem Wuchs und hatte das hagere Ge-sicht armer schlesischer Gebirgler — der Westpreuße. Und Augen so hell, wie sein Verstand, und

so lachend, wie sein froher Mund. Man konnte ihm ein langes Leben geben. Aber der tödliche Schlag traf ihn im vierundfünfzigsten Jahre. Er war doch wohl auch körperlich zart.

Im Juli 1928 gaben wir ihm das letzte Geleit. Heiß war der Tag, ohne Schatten und weit der Weg; aber lang, lang war der Zug, der ihm folgte. Der alte Reisser Friedhof mit seinen rauschenden Bäumen, wo auch Eichendorff ruht, nahm ihn auf. Und als nun die Jugend durch Erich Reisch noch ein letztes Mal zu ihm sprach und die Heimgartenschar ihm sang: „Ich hab daraus getrunken gar manchen frischen Trunk; ich bin nicht alt geworden, ich bin noch allzeit jung“, da begann ihm auch schon die Nachernte zu erblühen, die noch viele Zeit Frucht bringen wird.

Erinnerung schwingt um Klemens Neumann — beschwingt uns selbst, schwingt uns hinan — rein, heiter, groß stand dieser Spielmann — und selig zieht er uns voran.

Anm.: Der vorstehende Aufsatz ist ein Vorabdruck von einem Gedenkbuch für den oberschlesischen Spielmann, Professor Klemens Neumann. Freunde Professor Neumanns, die am Gedenkbuch mitwirken wollen, bitten der Herausgeber des Gedenkbuches, Erich Reisch, ihm kleine Beiträge zu schicken (nach Essen-Heidhausen, August Bruff-Strasse 2).

Im heimischen Dichterwald

Kein Sturm erschüttert seine mild sächelnde Romantik, bricht ins Gehölz, legt dürres Geäst von härtigen Stämmen und biegt heimlich erstarrte Jungbäume knirschend herum, damit Kraft an Kraft sich messen und tiefer Wurzel fassen könnte. Selbst der Ostwind hat zu wehen aufgehört — und seitdem treiben leichtere Brisen gefällige Spiele.

Idyllische Frühlinge kommen, ein neuer Glaube ist aufgestanden, und voll von Stimmen und Stimmchen tönt der heimische Dichterwald. Ein fleißiges Musizieren, nicht gerade klangtief und potenziert, aber rührig, rührig, das piept und zirpt und flötet gefühlvoll, das kapriolt und kichert neckisch, das brummt und deutelt mystisch, und trillert, schmettert und posaut konjunkturbeflissen — denn wahrlich, manche der lieben Vögelein sind garnicht so schlicht und naiv wie ihr Gefieder.

Zwischendurch betrachten sie heimlich einander mit unachtsamer Kritik. Und spreizen die Flügel und wehen die Schnäbel. Und singen unaufhörlich, nach keiner Note als der kostbaren eigenen, ganz original und einmalig, geborene Individualitäten, erwählt zu führen und Wege zu weisen. Ein merkwürdig besetztes Orchester, ohne eigentliches Zusammenspiel und doch aufgefangen und gesammelt um einzelne Punkte.

Einer dieser Punkte, und gewiß der wesentlichste, ist die Redaktion unserer Heimatzeitschrift „Der Oberschlesier“. Ein wunschumflatterter Anziehungspunkt, gesegnet, überschüttet, bombardiert mit Manuskripten. Herangeweht wie von Blättern im Herbst. Mit Anschreiben, kaufmännisch-höflich und anbiedernd-vertraulich, bittstellerisch, phraseologisch, Eitelkeit zwischen den Zeilen und ein Selbstbewußtsein, das angenagt scheint von Zweifel und Zweifelpalt.

Wir wissen um die verkannte Genialität der Absender und sind mit Eifer und Freude dabei, ihre Arbeiten zu prüfen und, wenn möglich, zu verwenden. Es gelüftet uns nicht, nur Rosinen aus dem Kuchen zu polken, wir sammeln die einfache Frucht vom Boden des Volkes und der Heimat, wertbeständiges, hungerstillendes Brot.

Wie auf der Tenne die Getreidegarben zum Drusch, so häufen sich auf dem Redaktionstisch die Manuskripte zur Prüfung. Gesträubten Haars schwingt der Lektor den kritischen Dreschlegel — und siehe: noch immer nicht scheinen die fetten Jahre angebrochen zu sein. Viel Stroh und taube Ahren. Das ändert nicht einmal die garantiert „echte Bergmannspoesie“ eines wackeren

Arbeiterschriftstellers, der sich leider gewissen Rivalitätsgefühlen nicht erwehren kann, dieweil auch andere Schriftsteller in Bergmannspoesie machen, „trotzdem sie unsere schwere Arbeit und unser Seelenleben nicht kennen“. Hier hält die Hand mit dem Dreschflegel inne, um eine Träne des Mitleids zerdrücken zu können. Hart ist das Leben, wir dürfen uns nicht übermannen lassen von Rührung, und wieder fliegt Spreu, denn gedroschen muß sein und gesiebt muß werden und abgefondert die billigen Sprüche. „Der Oberschlesier“ ist kein Strohschaber und auch kein Wohlfahrtsamt für geistig Unbemittelte.

„Doch was ein deutsches Volk auch ohne Waffen ist,
sagt dir der Mann, den du am Ring wirst finden.“

Dieser wertvolle Hinweis, entnommen dem Gedicht einer unbekanntem Einsenderin, dürfte allgemein interessieren. Mir nisteten tagelang die beiden Zeilen im Ohr wie eine aufdringliche Schlagermelodie. Und neugiergeplagt entschloß ich mich endlich, den Mann am Ringe zu stellen. Statt seiner aber machte ich eine andere Bekanntschaft, und über ihr vergaß ich den „Mann“ restlos. Mit dem Titel „Der Jungfernkranz“ und dem Vermerk „Alle Rechte vorbehalten“ ist ein richtiges Bänkellied zugeflogen:

„Jadwiga ist ein Waisenkind,
muß für die Lante spinnen,
derweil die lieben Eltern sind
schon längst im Grabe drinnen.“

Nach der achtundzwanzigsten Strophe folgt ein „Sturmlied“ der braunen Garde:

„Die Riemen sturmbereit ums braune Rinn,
die Augen trugig in die Heimat schauen . . .“

„Das Heer der hl. Hedwig“, auch ein Gedicht, marschiert hinterher. Um einem mehr familiären Bericht zu weichen: „Morgen wird Kurtchen ein Jahr.“ W. von Marienburg, ein alter Bekannter, offeriert ein oberschlesisches Waldmärchen: „Wie Beelzebub den Teufel austrieb“, während ein ehemaliger Republikaner mit einer Geschichte „Kronprinzenliebe“ vertreten ist. Ebenso würde sich ein gewisser Hartmann freuen, „wenn auch Sie mir die Spalten Ihrer Zeitschrift öffnen wollten“. Gleichzeitig ist eine ansehnliche Probesendung aus Gleiwitz mit der Aufschrift „Wortkompositionen“ eingetroffen. Begleitet von einem Artikel: „Hitzschlag und Sonnenstich“. Ein junger Mann mit dem Pseudonym „Pinkpang“ empfiehlt seine säuberlich in ein Notizbuch geschriebenen und mit allerlei Ornamenten verzierten Gedichte „zum Verlegen“. Tatsächlich ist das Notizbuch verlegt worden, kein Mensch kann es wiederfinden, und der Verleger ist in großer Verlegenheit.

Ein Trost, daß es unverlegbare Dinge gibt, die schon durch ihr Format die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenken und schließlich durch ihren gewichtigen Inhalt alles andere vergessen lassen. Da ist das dramatische Werk eines adligen Verfassers, das wieder zurückführt in die Welt seiner Ahnen, ein Spiel in neun Bildern und einem Vorspiel. Heldisches Geschehen rollt ab, mit Schwertgeklirr und Wortgeschwall, die edelsten Gefühle, die je in der geharnischten Brust eines Ritters gewohnt, kommen zum Durchbruch, und man erlebt eine erbauliche Stunde bei der Lektüre dieses wahrhaft klassischen Wortgemäldes.

Dramatische Talente sind im Gegensatz zu den lyrischen dünn gesät in Oberschlesien. Trotzdem ist die Produktion ganz erklecklich, nur blüht sie mehr im Verborgenen, in volkstümlichem Rahmen, und hier vielleicht lebendiger, enthusiastischer als an den Stätten berufener Kunst. Leider überwuchert zuviel saftloses Unkraut die wilde Blume des Volkstums. Zuviel urteilslose Betrieblichkeit ist am Werk. Und stockkonservativ und reaktionär sind oft die gestalteten Inhalte, liebedienerisch geduckt vor dem Marschtritt der Zeit, Mißgeburten aus der Mentalität des ewigen Untertans. Wie anders wäre es möglich gewesen, daß kürzlich das Nachwerk eines literarischen Handlungsreisenden, ein Stück von Liebe und Trompetenblasen, über irgendwelche Bretter ging. Damit wird die Betrachtung ernst. Denn während in unserer Provinz immer wieder der blut-

lerste Dilettantismus sich breit machen darf und tatsächlich Erfolg hat, arbeiten fast unbeachtet begabte junge Schriftsteller in ärgster wirtschaftlicher Not. Drama, Epik und Lyrik sind gleichermaßen das heut schon beherrschte Feld dieser jungen „geistigen Ostfront“ — fehlt nur die erkennende und helfende Kraft, die ihr den Weg freimacht zu sinnvoller Entfaltung.

Pegasussek.

Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande*

Wenn man die von Viktor Kauder herausgegebene Schriftenreihe „Deutsche Gaue im Osten“ betrachtet, dann kann man nur sagen: „Hut ab vor der geistigen Regsamkeit der Deutschen in Polen!“ Die Achtung steigert sich beim Lesen des 6. Bandes der Reihe, der Kurt Lück zum Verfasser hat, zur Bewunderung. Das Werk ist in jeder Beziehung ein großer Wurf und führt uns in eine leider fast unbekannte Welt ein.

Wie wenig kennt doch der Durchschnittsdeutsche die Pionierarbeit unserer Landsleute in Polen. Wenn es hoch kommt, dann weiß man vielleicht noch, daß deutsche Künstler sich in dem mittelalterlichen Krakau aufgehalten haben, ist sich aber nicht der Tatsache bewußt, daß diese Stadt jahrhundertlang eine deutsche Bürgerschaft hatte, und daß heute noch die Steine in Krakau deutsch reden d. h., daß die alte Stadt von deutschem Geist und deutschem Handwerksfleiß geschaffen ist. Lück zeigt uns in seinem Werke, daß auch das östlichere Lublin und Cholm im Mittelalter deutsche Städte waren. Lublin hatte bis 1450 eine überwiegend deutsche Bevölkerung, und die Vogtei befand sich bis zum Jahre 1504 in den Händen ausschließlich deutscher Männer. Die Anlage deutscher Kolonistendörfer im Cholmer und Lubliner Lande erfolgte hauptsächlich erst im 18. und 19. Jahrhundert. Der Verfasser bringt dafür Dokumente, daß die Deutschen Einwanderer nicht als unwillkommene Eindringlinge kamen, sondern als Wirtschaftspioniere ins Land gerufen worden sind. Die polnischen Großgrundbesitzer haben sogar Aufpasser an den Straßen aufgestellt, um die nach Osten ziehenden Deutschen anzulocken und festzuhalten. Die Geschichte dieser Kolonistendörfer ist ein hohes Lied von dem Heldentum deutscher Arbeit, aber auch eine Geschichte von deutschem Leid.

Heute sieht man die deutschen Kolonisten drüben nicht gern. Die deutschen Schulen hat man ihnen genommen. Eine Anerkennung spendet man ihnen gewöhnlich erst, wenn sie völkisch untergegangen sind, so schreibt ein polnischer Schriftsteller: „Das deutsche Blut gab den gemischten Familien eine bei uns ungewöhnliche Arbeitslust und Ausdauer, die sie in hervorragender Weise von unserer Allgemeinheit unterscheidet“. Sehr bemerkenswert ist auch das, was Boleslaw Prus, ein Schriftsteller von Rang, über die deutsche Kolonisation im Januar 1901 in der „Gazeta Polska“ schreibt. Er macht allerdings den Unterschied zwischen der Kolonisation des deutschen Volkes und der des deutschen Staates. Er sagt in diesem Aufsatz: „Mit dem deutschen Volk hatten wir immer die allerbesten Beziehungen. Von ihm übernahmen wir den gotischen Stil in der Baukunst, die Schnitzerei, eine Menge Geräte, Gefäße und Handwerkszeuge, eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, die Handwerke und das Gewerbe, den Handel, viele Gebräuche, viele Organisationsformen... schämen wir uns nicht der Wahrheit: diesem edlen Volke verdanken wir den größeren Teil unserer Zivilisation“. Solche Worte tragen zur Verständigung und Annäherung beider Nachbarvölker bei.

Durch den Krieg wurden die Kolonisten im Cholmer und Lubliner Lande von ihren Wohnsitzten vertrieben. Diese unglückliche Zeit hat den deutschen Siedlungen Wunden geschlagen, von denen sie sich nur langsam erholen können. Erschütternd wirken die Berichte Lücks, der es verstanden

* Ein Werk von Kurt Lück, mit Gemälden und Zeichnungen von Friedrich Kuniger. 1933. Verlag Günther, Wolff, Plauen i. B.

hat, in seinem Werk ein volkstümliches Buch auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage zu schaffen. Sehr wertvoll ist nach jedem Abschnitt der Quellennachweis, in dem er deutsche, polnische und russische Literatur anführt.

Das Buch Lück's wendet sich in erster Linie an die deutschen Kolonisten. Der Verfasser will ganz bewußt erziehen, und er scheut sich auch nicht, dort die Geißel zu schwingen, wo es not tut. So z. B. in dem Eingangskapitel, in dem er von der verheerenden Kindersterblichkeit in den deutschen Siedlungsdörfern spricht. Vor allem will er die Siedler zur Liebe und Achtung vor dem deutschen Volksgute anleiten. Deswegen hat er zu den Abschnitten „Kinderverse und Lieder“, „Rätsel“, „Tierfabeln“, „Märchen“, „Aus der Sagenwelt der Kolonien“, „Vom Humor und Schwankgut der Kolonisten“, „Volkslieder“, „Sprichwörtererschaz der Kolonisten“, entsprechende Eingangsworte gefunden. Mit unglaublichem Fleiß ist hier mustergültiges volkskundliches Material zusammengetragen worden.

Eine glückliche Ergänzung fand der Verfasser in dem Maler Friedrich Kunizer. Seine Gemälde von Kolonisten und seine humorvollen Zeichnungen erhöhen die Freude an dem Werk.

Alles in allem hat Lück nicht nur den Kolonisten ein gelungenes Volksbuch geschenkt, sondern auch der deutschen Wissenschaft ein grundlegendes Werk besichert. Maß.

Oberschlesische Baukultur von 1740—1840

Von Dr. Charlotte Steinbrucker

Das Deutsche Handwerksinstitut in Berlin veranstaltete zusammen mit dem Freundeskreis der Staatlichen Kunstbibliothek in deren Räumen eine Ausstellung „Hundert Jahre ober-schlesische Baukultur (1740-1840)“, wofür das Preussische Oberbergamt und das Staatsarchiv in Breslau, die Brüdergemeine in Gnadenfeld und das Oberschlesische Landesmuseum in Beuthen Bauzeichnungen und Ansichten zur Verfügung gestellt hatten. Die Zusammenstellung dieser im Umfange zwar kleinen, nationalpolitisch aber überaus wichtigen Schau, welche vor allem Beispiele ländlicher bodenständiger Baukunst in den Kreisen Gleiwitz, Ratibor und Oppeln brachte, war Architekt Dr. Ing. Hans Joachim Helmigk übertragen worden.*

Während des 12. und 13. Jahrhunderts wanderten deutsche, vor allem fränkische Siedler in das Land ein und übten einen großen Einfluß auf die frühere Bauweise aus. Von Neiße bis zur tschecho-slowakischen Grenze und darüber hinaus bis tief hinein nach Süddeutschland finden wir die fränkischen Gehöfte aus Stein oder Holz, weiß verputzt mit einem geschlossenen Hof, überdeckter Einfahrt und einem Auszugshaus, besonders in den Kreisen Neustadt, Leobschütz und Ratibor. Die Dächer sind erst mit Stroh und dann mit Schiefer gedeckt. Der Gesamteindruck dieser fränkischen Landbaukunst ist rein deutsch. Klar kommt in ihr der Gedanke der Zweckbestimmung zum Ausdruck. Während des 18. Jahrhunderts werden die fränkischen Gehöfte, wie wir es vor allem in Pilsch im Kreise Leobschütz feststellen können, vielfach mit Vorlauben ausgestattet.

Fünfhundert Jahre nach der Besiedlung erfolgte unter Friedrich dem Großen eine neue Einwanderung von Bauern, Handwerkern und Arbeitern aus aller Herren Länder. In der Zeit von 1750-85 wurden in Oberschlesien, und zwar im Anschluß an die dort entstehenden Industriebauten und vor allem in den alten Waldungen, über 200 Dörfer gegründet, wofür der König in besonderen Erlassen die Richtlinien angab und die preussische Bauverwaltung die Pläne lieferte. So wurden z. B. im Landkreis Beuthen-Larnowitz 1774 Glinitz, 1775 Marienau und Larischhof, 1776 Philipsdorf, 1777 Georgendorf und 1721 Friedrichswille gegründet. Im Kreise Oppeln entstanden zahlreiche neue Siedlungen, wobei die Entwässerung der Sumpfbiete in

* Vorträge über das gleiche Sachgebiet hielt Dr. Helmigk in Gleiwitz und Oppeln.

Angriff genommen und ein großartiges Flußsystem angelegt wurde, das die Holznutzung erst ermöglichte. Bei der Anlegung eines Dorfes wurden meistens zunächst 6—20 Stellen bebaut und zwar so, daß die Häuser einander gegenüberstanden und die Scheune hinter ihnen erbaut, oder die Häuser wurden auf der einen Seite der Straße und die Scheunen ihnen gegenüberliegend errichtet. Die friderizianischen Kolonistendörfer zeigten somit den Typus einer gleichmäßigen Symmetrie und ruhigen Gefeglichkeit. Erhalten haben sich die Bauzeichnungen zur friderizianischen Kolonie Kupp, die im Kreise Oppeln mitten im Walde gelegen ist. In der Mitte dieser Siedlung lag das Amtshaus, das den Stil ländlicher Barockkunst in Schlesien zeigt und mit einem hohen Dach versehen war.

Im Oppelner Walde wurde die schlesische Hüttenindustrie begründet, deren Werke jedoch zu den großartigen Anlagen der Gegenwart nur unbedeutend erscheinen. Kurz vor Beginn des Siebenjährigen Krieges entstand 1753 die königliche Eisenhütte zu Malapane als Hochofenbetrieb mit Holzkohlen. In der kleinen Kreuzburgerhütte schlägt der Hammer heute noch seinen Takt wie zu Friedrich des Großen Zeit. In dem Bau dieser Hütte macht sich ein feines Gefühl für die Gliederung der Hauptmassen bemerkbar. Die Begründer des schlesischen Berg- und Hüttenwesens waren der Freiherr Friedrich Anton von Henning, der von 1777-1802 die Stelle des preussischen Bergwerksministers bekleidete und sein Neffe Graf Friedrich Wilhelm von Reden, welcher von 1779-1807 als Oberberghauptmann tätig war. Im Jahre 1794 entstand in Gleiwitz die Gießerei, und am 10. November 1796 wurde der erste Kokshochofen des Festlandes in Betrieb gesetzt. Von hier bezog Friedrich Wilhelm III. 1804 die ersten Zwölfpfünder und die für die Freiheitskriege erforderlichen Geschütze und Munitionen. Auch die Eisernen Kreuze von 1813/14 wurden hier gegossen. Bei Larnowitz wurde 1784 der Abbau auf Bleierz in der Friedrichsgrube wieder aufgenommen und hier 1788 zuerst in Deutschland eine aus England bezogene Dampfwasserhaltungsmaschine aufgestellt. Im Oberbergamt in Breslau wird noch das Fremdenbuch aufgehoben, in welches Goethe 1790 bei seinem Besuch der jetzt aufgelassenen Friedrichsgrube das Epigramm „An die Knappschaft von Larnowitz“ eintrug.

Friedrich der Große brauchte das Eisen für seine Festungsbauten. In Neisse legte er die Friedrichsstadt an und verstärkte die Befestigung derart, daß die Österreicher die Stadt im Jahre 1758 vergeblich belagerten. Nachdem er die strategische Bedeutung Cosels erkannt hatte, baute er die nur mit Mauern umgebene Stadt zu einer starken Wasserfestung aus, die 1807 unter der heldenmütigen Verteidigung des Generals Neumann dem kossischen Eroberer standhielt. In Cosel befinden sich auch zwei echte Schinkelbauten: das Artilleriezeughaus und die evangelische Kirche. Als Neustadt 1779 fast ganz in Brand geschossen war, ermöglichte Friedrich der Große durch ein erhebliches Darlehen den Wiederaufbau.

Dem Beispiel Friedrich des Großen folgend, begann auch der oberschlesische Adel eine großartige Kolonisations- und Bautätigkeit. Im Jahre 1745 wurde Schloß Saabor im Rokoko-Stil restauriert. Herzog Carl Christian Erdmann erbaute 1748 in Karlsruhe sein Jagdschloß. Die schönen Waldungen dieser Gegend vermittelten Carl Maria von Weber bei der Komposition seines „Freischützes“ fördernde Eindrücke. Im Jahre 1783 wurde Schloß Lubowitz, die Geburtsstätte des Dichters Joseph Freiherr von Eichendorff, errichtet. In dem Schlosse des Grafen Praszma in Falkenberg schuf man die sogenannte Holzbibliothek. Die Bücher bestanden aus Holz und enthalten gut präparierte Teile aller der Bäume, die in jener Zeit im Falkenberger Kreise vorkamen. In Gnadenfeld begründete Herr von Sendlis eine Kolonie der Herrnhuter Brüdergemeine. Auch diese Siedlung zeigt den Stil der straffen preussischen Architektur.

Mit den Formen der Kunst vom Ende des 18. Jahrhunderts verbindet der Industriebau auf den Hüttenwerken Oberschlesiens seit 1800 immer mehr das Streben nach einer modernen sachlichen Zweckarchitektur. Auch von dem jungen Gilly, dem Freund und Schüler Schinkels, ist ein Entwurf zu einem oberschlesischen Industriebau erhalten, der in harmonischer Weise monumen-

talen Ausdruck mit Zweckform verbindet. Erst seit 1840 macht sich in der künstlerischen Formensprache des ober-schlesischen Industrieaus ein Niedergang bemerkbar.

Wundervoll in die ober-schlesische Landschaft eingefügt sind die Kirchen aus Schrottholz. Sie haben meistens nur geringe Ausdehnungen, sind von flachelliptischen tonnenartigen Gewölben überspannt und von einer Reihe schön entwickelter Baumgruppen umgeben. In den städtischen Anlagen von Beuthen ist die früher in Mikulschütz, Kreis Tarnowitz, errichtete Schrottholz-kirche neu aufgebaut. An ihrer Westseite steht ein in Fachwerk errichteter Glockenturm, dessen Wände etwas geböccht ansteigen und dadurch den Ausdruck besonderer Standhaftigkeit erhalten. Das um etwa $\frac{1}{3}$ m übergefragte, mit senkrechten Brettern bekleidete Glockengeschoss, ist nach unten ausgezack't und nach oben mit einem Spighelm bekrönt. Im Kreis Kreuzburg befinden sich 15 Schrottholz-kirchen, die im Innern oft manches interessante Kunstwerk bergen. Einer gründlichen Ausbesserung wurde im Jahre 1927 die alte Schrottholz-kirche auf dem katholischen Friedhof in Oberglogau unterzogen. Man verwandte das Schrottholz auch zu Speichern und andern weltlichen Bauten. An der russischen Grenze hat man außerdem Häuschen aus Raseneisenstein errichtet, die mit ihrer dunkelbraunen Farbe und dem Strohdach besonders malerisch wirken. Mit feinem Gefühl sind in die ober-schlesische Landschaft Kapellen und Bildstöcke gestellt, die oft auch als Abschluß einer Dorfstraße dienen. Die Kirchhöfe erscheinen vielfach als ein Stück Natur, so daß sie an verschiedenen Orten, z. B. in Leobschütz, unter Naturschutz gestellt sind.

Bogislaw v. Selchow, dem Forscher, Philosoph und Dichter

Ein Überblick über Gedichte, wissenschaftliche Studien und geschichtsphilosophische Werke des Marburger Studentenführers

Von Walter Stanke, Hamburg

I. „Dichter müssen Erlöser sein“ schrieb vor einigen Monaten eine in Düsseldorf erscheinende Wochenschrift. Wir heutigen verlangen von der Dichtung, daß sie kraftspendend und wegweisend sei. Darum sind die Stunden, da man sich ein Buch kaufen konnte, das man liebte, nach dem man sich lange gesehnt, immer Feierstunden gewesen, seien es auch nur schmale, bunte Bändchen der Marburger N. G. Elwert'schen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung: Die Gedichte Bogislaw v. Selchow „Von Troß und Treue“, „Der Ruf des Tages“ und „Wächter der Schwelle“. — Wievielmals habe ich diese schmalen, bunten Bändchen in den Händen gehalten, in wieviel Stunden, schwankenden Geschickes voll, haben sie mich begleitet. Ich liebe diese Bändchen, weil ich immer ein Schönes, Großes, Edles in ihnen fand, weil all die Gedanken und diese Gestaltungen das Herz ergriffen, die Seele weiteten. Warme, tiefe Töne klingen einem entgegen, hier spricht ein echter Dichter und ein echter Deutscher zu uns, ein ernster Mahner und Warner, der in den Stunden der Gefahr an erster Stelle gestanden hat und stehen wird, ein Dichter voll reifster Gestaltungskraft und anmutigster Form, der auch zarte, leis anklingende Saiten anzuschlagen weiß neben den grollenden Weisen der Empörung und des Jornes. — — —

Als Marburger Studentenfürher ist Bogislaw v. Selchow in die Geschichte des Geschehens unserer Tage eingegangen. Er feierte Anfang Juli seinen 57. Geburtstag. Fregattenkapitän Dr. Bogislaw Freiherr v. Selchow entstammt einem alten nieder-sächsischen Adels-geschlecht, das sich im 12. Jahrhundert an der Ostkolonisation beteiligte und nach der Herrschaft Selchow in der Mark Brandenburg den neuen Namen nahm. Während des Dreißigjährigen Krieges aber ging der umfangreiche Familienbesitz verloren. Ein Teil des Geschlechtes wandte sich nach Schlessien, wo es im Kreise Ratibor begütert ist; der andere Teil ging nach der alten Heimat zurück.

Der Urgroßvater des Dichters erbt das Gut Rettkewitz im pommerischen Kreise Lauenburg, auf dem der in Köslin geborene Bogislav seine Jugendjahre verlebte. Bogislav v. Selchow ist nach Beendigung der Schulzeit auf den humanistischen Gymnasien in Köslin und Charlottenburg in die Kaiserliche Marine eingetreten, nahm 1897 an dem Kampf gegen die Haitianer teil, hielt sich während des spanisch-amerikanischen Krieges in Westindien auf und wurde 1902 zum Oberleutnant zur See befördert, befuhr 1903—1905 das Mittelmeer, Indien, Niederländisch-Indien und Ostafrika; während des russisch-japanischen Krieges finden wir den Dichter in Ostasien. Bis 1906 Torpedobootskommandant, besuchte er bis 1908 die Marineakademie und wurde zum Kapitänleutnant befördert. Die ganze Westküste Afrikas bis zum Kap der guten Hoffnung lernte v. Selchow als Erster Offizier des Kreuzers „Sperber“ kennen und wurde nach mehrjährigem Aufenthalt im Admiralstab der Marine und als Adjutant der Marinestation der Nordsee in Wilhelmshafen bei dem Admiral Baudissin 1913 zum Ersten Offizier des Schulkreuzers „Viktoria Luise“ ernannt. Als solcher zum Korvettenkapitän befördert, besuchte er das Mittelmeer, Kleinasien und war im Begriff nach Südamerika zu gehen, als der Weltkrieg ausbrach. In den Kämpfen um Flandern und auf See mehrmals schwer verwundet, nahm Bogislav v. Selchow als Erster Offizier des Linienschiffes „Hannover“ an der Skagerraktschlacht teil, später wurde er in den Admiralstab nach Berlin versetzt. So hat sich der Dichter tüchtig in der Welt da draußen umgesehen, hat gelernt und geforscht, Männer und Länder erlebt, aber deutsch, deutsch ist er geblieben bis zur letzten Faser seines Fühlens und Denkens.

Ich habe viel Versehen	Sah hundert Völkerrassen,	Doch über Marmorfriese
Für fremder Menschen Art,	Erlebte Sturm und Föhn,	Und Berge von Basalt
Ich habe viel gesehen	Sah Menschen aller Klassen	Gehet mir die deutsche Wiese,
Auf meines Lebens Fahrt.	Und Berge aller Höh'n.	Gehet mir der deutsche Wald.

(Aus „Von Troz und Treue“.)

Begleiten wir den Dichter weiter nach Berlin und Marburg, so finden wir v. Selchow, der nach dem Novemberumsturz 1918 als Fregattenkapitän seinen Abschied genommen hatte, studierend alte Sprachen, alte, mittlere und neue Geschichte, Geographie, Philosophie, Kirchengeschichte. In Marburg war es, da sehen wir den Dichter in Stunden der Gefahr an erster Stelle. Er schlägt als Führer des Marburger Studentenkörpers den Thüringer Kommunistaufstand im Frühjahr 1920 nieder: der anerkannte und umjubelte Führer deutscher Studentenschaft auf dem Wege zum nationalen Stolz und Willen zum Wiederaufbau; unangreifbarer Zeuge im Prozeß wegen der Fälschung der 23 Kommunisten. Der ehemalige Seeoffizier erwarb am 24. Januar 1923, mit 46 Jahren, auf Grund der Arbeit „Der Kampf um das Posener Erzbistum 1865“ die Doktorwürde summa cum laude. Nach Form und Inhalt ist auch diese in der N. G. Elvert'schen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung Marburg erschienene wissenschaftliche Studie eine Meisterleistung, lehrreich und fesselnd nicht nur für den Historiker und Politiker, sondern auch für jeden Laien, der ein Interesse daran hat. Zum ersten Male sind hier die Akten des Auswärtigen Amtes sowie der preussischen Ministerien in dieser Frage berücksichtigt.

II. Von göttlicher Kraft, menschlicher Herrschaft und germanischem Heldentum.

Bei dem Leipziger Verlag des alten Buchhandelshauses R. F. Koehler, Koehler & Amelang ist die wissenschaftliche Arbeit des Dichters in seinen geschichtsphilosophischen Werken niedergelegt. „Deutsche Art nachspüren, wie sie war und wie sie wurde im Wandel der Zeiten“, diese Aufgabe hat sich Dr. Bogislav v. Selchow in seinen gewaltigen Werken gestellt. In dem Buch „Unsere geistigen Ahnen“ hat uns der Dichter deutscher Notzeit ein Geschichtswerk von übertragender Bedeutung geschenkt, das den viel gelesenen Werken Chamberlains und Spenglers würdig zur Seite steht. Hier versucht der Verfasser, die Entwicklung deutschen Wesens — von Siegfried über Parzifal zu Faust — aus der Geschichte Europas herauszuschälen. Selchow er-

kennt mit prophetischem Blick und dem geschärften Auge des Historikers das Heraufziehen dieser neuen Epoche, die beherrscht wird durch den völkischen Gedanken des „Wir“, und die er darum auch die „Wir-Zeit“ nennt. Wir stehen am Ende der „Ich-Zeit“, die mit dem Weltkrieg und dem Umsturz zusammenbrach. Weit hinter uns liegt die „All-Zeit“ mit den zwei weltbeherrschenden Mächten „Kaisertum und Papsttum“. Diese Allzeit, mit Kopernikus und Luther endend, hat Selchow in einem graphischen Stammbild dargestellt, in dem er eine Ahnentafel des deutschen Menschen geschaffen hat. Wundervoll wachsen aus ihr die drei großen Wurzeln des Weltgeschehens heraus: göttliche Kraft, weltliche Herrschaft und germanisches Heldentum. An das Stammbild der Allzeit schließen sich 20 Kapitel, ein jedes für sich ein Meisterstück der Sprache, in knapper Gedankenschwere je eine der bahnbrechenden Persönlichkeiten der Allzeit umreifend, die Selchow „Die Bahner“ nennt. Behandelt werden die deutschen Kaiser der drei großen Geschlechter der Sachsen, Salier und Staufer, ferner zwei Männer der Kirche, Franz von Assisi und Savanorola, und endlich Dante, der Verkörperer der Allzeit schlechthin. Es ist unmöglich, in kurzen Worten auch nur einen Eindruck von der Fülle geistiger Anregung und geschichtlicher Erkenntnisse zu geben, die das Werk dem Leser vermittelt. Über die Männer der Kirche und Dante äußert sich der Verfasser in seiner Einführung: „Franz von Assisi und Savanorola sind ebensowenig deutsche Menschen und daher etwa blutlich unsere Ahnen gewesen wie Paulus, Augustin oder Konstantin der Große. Und doch sind wir alle ihre Nachfahren, mögen wir sie ablehnen oder ihnen zustimmen, weil sie in irgendeiner Weise unser Sein und unser Denken beeinflussen haben. Es lebt kein Mensch des Abendlandes, der nicht, wenn auch den meisten unbewußt, etwas von der Aristoteles Art, die Welt zu sehen, in sich aufgenommen. Der Hirtenknabe auf der Alm selbst würde anders denken, wenn nicht Alexander des Großen großer Lehrer alles griechische, romanische Denken beeinflusst hätte. Irgendwie ist er und sind alle die Bahner im Stammbild unser aller Vater“. Mit solch begeisterndem, dichterischem Schwung, mit solch glühendem, dabei wissenschaftlich begründetem Optimismus ist noch kein geschichtsphilosophisches Werk geschrieben worden.

Tief in die inneren Zusammenhänge der Zeitwende, in der wir leben, greift B. v. Selchow mit seinem Werk von Spenglerschem Voratz „An der Schwelle des vierten Zeitalters“. Ein gewaltiges Werk, das neue Wege weist und das die Zeitwende aus dem „Zeitgefühl“, dem Zeitgeist heraus begreiflich macht. Unmerklich, aber unaufhaltsam steigt ein neues Zeitgefühl aus geheimnisvollen Tiefen. Denn von jeher geben nicht nur große Menschen der Geschichte Sinn und Richtung, sondern auch die geistigen Strömungen der Zeit, der „Zeitgeist“. Diesem Zeitgeist ist Selchow durch die Jahrtausende nachgegangen und zwar verfolgt er ihn nacheinander in den wichtigsten Lebensäußerungen von den Anfängen bis in die Gegenwart. Diese Lebensäußerungen sind: Zeit, Raum, Leib, Geschichte, Kampf, Recht, Gesellschaft, Verfassung, Wirtschaft, Handel, Schifffahrt, Sprache, Philosophie, Natur, Kunst, Musik, Bildung, Dichtung, Glaube. Bei allen Einzeluntersuchungen ergeben sich zwei gewaltige Einschnitte um 400 und 1500 n. Chr.; sie trennen die drei Zeitalter „Vor-Zeit“, „All-Zeit“ und „Ich-Zeit“. In einem graphischen Wegbild werden die genannten zwanzig Formen der Lebensäußerung in ihrer Entwicklung gezeigt, d. h. die in den verschiedenen Jahrhunderten vorherrschenden Ideen sind in einer Tabelle übersichtlich aufgeführt. Diese feindurchdachte Gliederung, die ein geradezu einzigartiges Gesamtwissen voraussetzt, ist das Werk von Jahren. Im einzelnen wird nun zunächst eine Begründung seiner Zeiteinteilung gegeben: Ein meisterhafter knapper Überblick über die Geschichte der abendländischen Völker, insbesondere des deutschen Menschen, der mit der Forderung für die Zukunft schließt, das „Ich“ des einzelnen dem Volksganzen unterzuordnen. Ein zweiter Abschnitt „Der Raum“ zeigt wie der Mensch bis 1500 die Erde, dann das Sonnensystem als Mittelpunkt betrachtete, während wir heute die Unendlichkeit des Weltraumes in unser Denken einbeziehen. Dann wird der Volkstraum betrachtet, die Wandlung der menschlichen Siedlung vom Einzelgehöft im Urwald zum Dorf, Zeiten der Wanderung, der Rodung, Vorkherrschaft von Burg, Stadt, Schloß,



Eimsdach und Schopfdächlein

Grumberg/Mähren



Wisentkuh
mit Kälbern



Wisente 1934

Die Wisente im Messer Forst

Hauptstadt, schließlich Zusammenballung riesiger Menschenmengen in der Großstadt. Großstadt-dämmerung der „Wir-Zeit“: Der Mensch beginnt sie zu fliehen. Ganz verschieden gewertet wird im Laufe der Jahrhunderte der Leib, der menschliche Körper. Bald ist er nur das Gefängnis, bald das Gefäß, bald der Tempel seiner Seele. Stählung des Körpers ist so alt wie der Mensch selbst. Griechische Gymnastik, römische Athletik, germanische Kampfspiele beherrschen die „Vor-Zeit“. In der „All-Zeit“ tritt unter dem Einfluß der Kirche eine ungesunde Geringschätzung des Körpers gegenüber der Seele ein. Nur die Ritter üben sich in ihren Tugenden. In der „Ich-Zeit“ kommt der Körper wieder zu seinem Recht. Pflege der Kleidung; die Mode beginnt eine Rolle zu spielen, unmäßiges Essen und Trinken wird Trumpf. Allmählich wendet man sich auch der körperlichen Ertüchtigung zu: Turnen, Waffendienst, Sport, Jugendbewegung sind Etappen dieser Entwicklung. Parallel mit der Körperwertung geht die Pflege des Leibes, die Heilkunde. Ernste griechische Wissenschaft und blühendes germanisches Naturempfinden gehen in der Allzeit verloren, werden ersetzt durch auf niedriger Stufe stehende mönchische Heilkunde. Wunderglaube und Magie gewinnen große Bedeutung. Die „Ich-Zeit“ baut systematisch wieder auf; Zellenlehre, Krankheitserreger werden gefunden. Die „Wir-Zeit“ aber bringt im Interesse des Volksganzen völlig neue Gesichtspunkte: Vorbeugung von Krankheiten, Hygiene, Förderung der Vereerbungslehre, Zuchtwahl, Verhütung der Zeugung Minderwertiger. — Als letztes behandelt v. Selchow Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Wandel der Zeiten: Von der antiken Geschichtsschreibung und germanischen Überlieferung ausgehend über die Weltchronik der „All-Zeit“, die Zweck- und Entwicklungs geschichtsschreibung der „Ich-Zeit“ zum Ringen der „Wir-Zeit“ nach einem neuen Sinn des Daseins. Besonders eingehend ist die „Spät-Ich-Zeit“, das ist die Zeit von 1850 bis heute behandelt. Hier sind die großen Wegweiser der Geschichtsschreibung wie Nießsche, Dilthey, Stefan George, Spengler und viele andere in besonderen Kapiteln eingehend gewürdigt. Dieser knappe, kurze Abriss kann nur einen schwachen Eindruck von der Bedeutung, von dem reichen Inhalt des Buches geben, das wertvolle, völlig neue Gesichtspunkte bringt. —

Vierhundert Jahre deutschen Glaubenslebens stehen an einem Wendepunkt. Ein neues Zeitalter sucht nach neuen Ausdrucksformen artgemäßer Gottverbundenheit. Bogislav v. Selchow untersucht nun in dem Buche „Der Glaube in der deutschen „Ich-Zeit“ das deutsche Glaubensleben seit Luther und Hadrian VI., des letzten deutschen Papstes. Als dieser starb, war die letzte Möglichkeit verloren gegangen, die katholische Einheit, den „All“-Glauben wiederherzustellen. An dessen Stelle trat die Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen, das Ich, und gab der Folgezeit das Gepräge. Was in Luther und Hadrian noch Einheit war: Gefühl, Glaube, Vernunft und Wille, das wird in der Folge zerspalten, aufgelöst in eine bunte Vielheit von Strömungen und Richtungen und mußte notwendig zu allerlei Gruppen, Parteien und Sekten führen. An weit über 100 Trägern dieser Erscheinungen — Glaubensmännern, Gelehrten und Laien — von Luther bis in die letzte Gegenwart hinein zeigt uns Bogislav v. Selchow diese Entwicklung und unterstützt die Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit seiner fesselnden Ausführungen durch ein vierfarbiges Wegbild. Wir sehen zu unserer Überraschung, wie von Luther und Hadrian oft unmittelbar Linien führen zu Glaubensmännern der Gegenwart. Herman Wirth z. B., als markanter Vertreter der Simbaldgeschichte, ist das letzte Hauptglied einer Kette, die über Hauer, Söderblom, Lagarde zu Müller zurückführt, hier sich teilt und wandelt und auf Creuzer und Schelling zurückführt, in der Hauptrichtung jedoch über Schleiermacher und Calvin direkt auf Luther geht. Schweizer, Seeberg, Bogarten, Stählin, Tillich usw. sind weitere interessante Endglieder einer solchen Entwicklung, denen auf katholischer Seite der Abt Herwegen und der deutschbewußte Wittig gegenüberstehen, deren geistige Verbindung mit dem letzten deutschen Papst in einem ungemain fesselnden und lehrreichen Linienzug gezeigt wird. Die Fülle des Stoffes ist zu groß, um hier auch einen nur annähernden Überblick über die Bedeutung des Selchowschen Buches geben zu können. Wer für sich selbst und sein Volk innere Klarheit und Befreiung will, der muß und wird zu diesem Buche greifen, denn es ist eine wahre Fundgrube und Offenbarung für alle deutschgläubigen Menschen beider Bekenntnisse.

III. Von der Not unseres Rechts.

Gebietertisch fordert unsere Zeit ein neues Recht. Wer die Berechtigung dieser Forderung in vollem Umfange erfassen will, der greife zu dem neuesten Werke Bogislav v. Selchow „Die Not unseres Rechts“. Hier hat der Marburger Studentenführer eine Geistesgeschichte des deutschen Rechts geschaffen, wie sie packender, sprachgewaltiger nicht zu denken ist. Bogislav v. Selchow, in dem sich Forscher, Philosoph und Dichter in seltener Harmonie zu wahrer Genialität verbinden, faßt seine Aufgabe sehr weitgreifend auf und dringt bis in die letzten Verästelungen vor. Seine Gründlichkeit in der wissenschaftlichen Behandlung ist auch diesmal wieder auffallend, eine Gründlichkeit, die sich nicht in wissenschaftliche Langatmigkeit verliert. Er weiß auch hier den trockensten Stoff sehr belebt zu gestalten und vor allem, er sagt alles in einer Sprache, die selbst schon Leben ist. Der Dichter verfolgt das Ziel, die Rechtsnot unserer Zeit zu schildern und den Weg zu bereiten für das neue Recht der Zukunft. Aus diesem Grunde entwickelt er vor unseren Augen die Geschichte des deutschen Rechts aus einem rein deutschen Empfinden, aber immer großzügig, weitblickend, vorurteillos. Der Verfasser beginnt seine Wegschau mit den ersten Rechtschöpfern, von denen die Geschichte berichtet, Hammurabi, Moses, Lykurg, Solon, Dracon usw. und setzt sie fort über die großen Namen und Werke der römischen und der deutschen Rechtsgeschichte bis in unsere notvolle Gegenwart. Auch in seinem neuen Werke trifft Bogislav v. Selchow wieder die große zeitliche Einteilung: Vor-Zeit, Alt-Zeit, Ich-Zeit und Wir-Zeit. Sehr klar sind Gründe und Umfang des fremdländischen, vor allem des römischen Einflusses auf das deutsche Recht geschildert, die Differenzen aufgezeigt, die zwischen dem formalen Recht und der Auffassung deutschen Urrechts liegen, schließlich auch die Bemühungen erwähnt, deutsches Recht zu schaffen. Der Beginn des 20. Jahrhunderts ist neue Zeitwende. Die „Ich-Zeit“ wird zur „Wir-Zeit“. Jedesmal aber, wenn ein neues Zeitgefühl aus den Tiefen der Geschichte steigt, werden die Grundlagen alles Bestehenden, wird also auch das geltende Recht erschüttert. Und da die deutsche Zukunft im Zeichen des „Wir-Gedankens“ stehen wird, begründet durch das Bedürfnis zum Zusammenschluß, zu einer Einigung und Bindung der Gleichgearteten, eröffnet Selchow hier den Blick auf das neue „Wir-Recht“. Wirhaftes Denken opfert den einzelnen um der völkischen Idee willen. Wirhaftes Denken beseitigt den, der das Volkstum und den Sieg des Volkstums hindert. Wer ichhaft denkt, vertauscht den Sieg am Schicksal seines Volkes ohne Besinnen mit dem rein ichhaften Lebensziel der Aufzucht eines Einzelnen. Bogislav v. Selchow aber verfällt in seinem Zukunftsglauben nicht in weltferne Schwärmerei, sondern bleibt auch hier der gewissenhafte Forscher und der begabte Seher, der aus dem Gestern und aus den Sünden der Vergangenheit den neuen Weg klar erkennt, der gegangen werden muß, den wir schon beschritten haben.

„Recht und Macht sind so alt wie der Mensch selbst. Jünger als beide ist der Staat, der sie zur Voraussetzung hat, der entstand nicht zuletzt durch ihren Zusammenprall und der sich hält nur durch ihre Vereinigung. Darin ist das Recht größer als der Staat, daß dieser der Macht bedarf, um Staat zu sein. Das Recht jedoch, auch vergewaltigt und zu Boden geworfen, bleibt immer Recht. Mag auch, damit es wirke in der Wirklichkeit, des Staates Arm ihm unentbehrlich sein. Recht ist eine Idee. Macht ist eine Tatsache. Der Stoff glaubt, Tatsachen wägen schwerer als Ideen. Sie wiegen schwerer. Aber Tatsachen sterben. Ideen sterben nicht. Und so siegt letztlich immer über das Sterbliche das Unsterbliche.“

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Der oberschles. Thingplatz am Annaberge
Landeshauptmann Adamczyk und Landesrat
Mermer ist es zu danken, daß das Ruhetal am
St. Annaberge zum ersten oberschlesischen
Thingplatz ausgebaut wird. Den Ausbau über-
nimmt der oberschlesische Arbeitsdienst. Am
14. Juli tat Gauleiter und Oberpräsident
Helmuth Brückner im Rahmen einer groß-
angelegten und schönen Rundgebung den ersten
Spatenstich. Einen ausführlichen Bericht brin-
gen wir später.

Ein Gustav Freytagbrunnen in Kreuz- burg Oberschles.

Die „liebe alte Stadt“ Kreuzburg hat die Er-
richtung eines Gustav Freytagbrunnens be-
schlossen, der am 8. September dieses Jahres,
am Tage der Heimat, eingeweiht werden soll.
Der Brunnen wird geschaffen von Bildhauer
Wallitschek-Hindenburg OS und findet in der
Grünanlage auf dem Ringe Aufstellung.

Beiträge zur Heimatkunde Oberschlesiens. 2. Band

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ar-
beitsgemeinschaft des Oberschlesischen Philo-
logenverbandes. Verlag der Leobschützer Zei-
tung in Leobschütz. 1934. 166 Seiten. Geh.
2.-, Halbleinen 2.75 RM.

Unter den heimatkundlichen Arbeitsgemein-
schaften, die in der Vereinigung für oberschlesische
Heimatkunde (jetzt angeschlossen dem Reichs-
bund Volkstum und Heimat) ihre Dachorga-
nisation haben, hat die des Oberschlesischen
Philologenverbandes bereits einmal durch ein
heimatkundliches Jahrbuch erfreut. Auch der
jetzt vorliegende, eben erschienene 2. Teil be-
deutet eine Bereicherung des heimatkundlichen
Schrifttums, wie die nachfolgenden Mitteilun-
gen andeuten dürften.

Die erste Arbeit von Bednara-Leobschütz ist
ein Beitrag zur Familienforschung des 16. und
17. Jahrhunderts. Sie zeigt, wie stark und
blühend das Deutschtum in der ältesten deut-
schen Stadt Schlesiens, in Leobschütz, trotz
Hussitensturm und Dreißigjährigem Krieg ge-
blieben ist.

Ein verwandtes kulturgeschichtliches Gebiet be-
handelt Gottschalk-Oppeln. Er weist nach, daß
der Anteil der Oberschlesier an der Univer-
sitätsbildung des 14. und 15. Jahrhunderts
recht erheblich war. Krakau war eine deutsche
Hochschule. Aus dem Verzeichnis ergibt sich eine
wichtige Feststellung: Der Krakauer Stuhl-
schreiber Nikolaus Kurz, der im Jahre 1421
die prächtige handschriftliche Leobschützer Hand-
veste vollendet hat, ist ein gebürtiger Leob-
schützer.

In die Naturwissenschaften führen uns zwei
Beiträge von Malewski-Gleiwitz. Der Ver-
fasser berichtet über die oberschlesischen Säu-
gertiere der Eiszeit, deren Funde im Oberschle-
sischen Museum in Gleiwitz ausgestellt sind,
und tritt in einem kurzen zweiten Aufsatz da-
für ein, daß der Aufschluß des Braunkohlen-
lagers von Laband unter Naturschutz gestellt
wird.

Die Wappenkunde und die Kunstgeschichte be-
reichern drei Abhandlungen von Romiegn-
Cofel. Er stellt fest, daß das Wappen am
Garnisonlazarett zu Cofel das des Matthias
Korwinus ist, erörtert die umstrittene Frage
nach dem Alter des Madonnenbildes in der
Cofeler Marienkapelle und füllt eine Lücke in
der Lebensbeschreibung des Malers Sebastini
aus.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen bietet
Krawczynski-Oppeln Wortlaut und deutsche
Übersetzung einer lateinischen Rede, die der
Rektor des Oppelner Jesuitenkollegs am 24.
Januar 1779 zur Feier des Geburtstags des
Königs gehalten hat.

Mit einer sprachlichen Untersuchung aus dem
Kreis Leobschütz schließt Gdynia-Leobschütz die
Reihe der Beiträge.

Paul Kopka, Streifzüge in die Kultur- geschichte des Kreises Oppeln

Selbstverlag. Prieborn-Siebenhufen. 1933.
Auf 105 Seiten gibt hier Pfarrer Paul Kopka
Beiträge zur Geschichte des Kreises Oppeln,
die erstmalig im Oppelner Heimatblatt und
Oppelner Heimatkalender veröffentlicht wur-
den. Er widmet sie unserem Heimatforscher
Friedrich Stumpe-Frauentorf.

Dr. Joseph Gottschalk, Die Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Oppeln

Die Oppelner katholische Pfarrkirche zum hl. Kreuz gehört zu den ältesten und schönsten gotischen Kirchen unserer Heimat. In Form einer Führung macht der schlesische Geschichtsforscher Dr. Gottschalk uns mit ihr vertraut. Nach einem kurzen Überblick über die Bau- geschichte behandelt er die Außenarchitektur, dann führt er in das Innere der Kirche, von Altar zu Altar, von einem Grabmal zum anderen. Auf künstlerisch und historisch wertvollere Stücke wird besonders hingewiesen. Wir nennen nur das Piekaver Gnadenbild, das Kleinod des Marienaltars in der Oppelner Pfarrkirche, das im Jahre 1683 wegen der Türkengefahr nach Oppeln kam. (In Piekar und in der Oppelner Bergkirche befinden sich die Kopien dieses Bildes). Auch die Grabplatte des letzten Oppelner Pfaffenfürsten, des Herzogs Johannes (1497-1532), findet ihre Würdigung. Das Ganze ist ein gelungener Versuch, in knapper und doch eindringlicher Form die Kunst- denkmäler der Heimat breitesten Volksschichten nahezubringen.

Wilhelm von Derzen, Alles oder Nichts Polens Freiheitskampf in 125 Jahren. Verlag Wilsb. Gottl. Korn, Breslau. 1934. Preis geb. 6.50, kart. 5.- RM.

Die Herausgabe dieses Buches ist auf der Grundlage des deutsch-polnischen Freundschaftspaktes zu verstehen, als ein Versuch von deutscher Seite, unserem polnischen Nachbarn gerecht zu werden. In Deutschland weiß man, wie auch von Derzen feststellt, viel zu wenig von unserem östlichen Nachbarn, seiner Art, seiner Geschichte und seinen Wünschen. Und doch braucht sich gerade Polen seiner nationalen Entwicklung nicht zu schämen. Die Geschichte des polnischen Volkes von 1795-1918, in welcher Zeit es einen polnischen Staat nicht gab, ist eine heroische Leistung, die Geschichte einer nationalen Idee schlechthin. „Alles oder Nichts“, dieser Leitspruch des polnischen Freiheitskämpfers Kosciuszko, früher viel belächelt und als

Utopie abgetan, siegte trotz allem, ähnlich, wie wir es mit dem Kampf Adolf Hitlers bei uns in Deutschland in den letzten Jahren erlebten. Bewundernswert und vorbildlich ist die Unbedingtheit, man könnte sagen, religiöse Blut der polnischen Freiheitskämpfer, die von Derzen lebendig uns vor Augen stellt und von denen der polnische Staatspräsident Pilsudski als letzter in einer großen Reihe eine freundliche Würdigung erfährt.

Den Kampf um Oberschlesien hat von Derzen nicht besonders geschildert. Und das ist gut so. Dies würde böse und noch nicht verheilte Wunden unnötig aufreißen. Gehört doch Oberschlesien nicht zu den Gebieten des polnischen Staates von 1772, um deren Rückgewinnung dieses „Alles oder Nichts“ des polnischen Freiheitskampfes ging; ist doch vielmehr Oberschlesien, bereits in der Vorgeschichte germanisch besiedelt, dann wieder seit nummehr 700 Jahren aufs engste mit dem Westen, mit Deutschland verknüpft, ein lebendiger und mitschaffender Teil deutschen Mutterlandes. Die schlicht vornehme Ausstattung des Buches besorgte Paquita Kowalski-Tannert.

Alfred Hein, Über zertrümmerte Brücken — vorwärts!

Derselbe, Die Erstürmung des „Toten Mannes“ am 20. Mai 1916

Der in Beuthen OS geborene Schriftsteller Alfred Hein hat sich als guter Erzähler und Gestalter des Kriegserlebnisses und deutscher Grenzlandnot aufs beste durchgesetzt. Von seiner Erzählkunst legen auch die beiden vorliegenden Hefte ein bereites Zeugnis ab, die vom Verlage Julius Bels, Langensalza, in der Sammlung „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur“ herausgebracht wurden.

E. Dpiß, Reise-Atlas für den Auto- und Eisenbahnverkehr

Deutschland - Osterreich - Schweiz - Tschechoslowakei. Verlag J. J. Arnd, Leipzig, Preis 12.- RM.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czgodroß in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.

Provinzialbank Oberschlesien

in Ratibor, Oberwallstraße 32, Ecke Schrammstraße / Fernruf 3961
Landesbank und Girozentrale / Kündelsichere und öffentliche Bankanstalt
unter Gewährleistung des Provinzialverbandes Oberschlesien, der ober-
schlesischen Stadt- und Landkreise, der Kreisangehörigen Städte und der
größeren Gemeinden.

Depositen-, Kontokorrent-, Giro- und Scheckverkehr / Anlauf, Verkauf sowie Aufbewahrung
und Verwaltung von Wertpapieren / Beforgung neuer Zins- und Gewinnanteilscheinbogen /
Vermietung von Schrankfächern / Nachtresor / Anlauf von Wechseln / Gewährung kurz-
fristiger Kredite gegen fassungsgemäße Deckung / Einziehung von Wechseln, Schecks sowie
Zins- und Gewinnanteilscheinen / Beforgung fremder Zahlungsmittel / Stellung von Akkre-
ditiven an Bank- und Börsenplätzen des In- und Auslandes / Ausstellung von Reisekredi-
tbriefen / Gewährung von langfristigen Amortisationshypotheken auf ländliche Grundstücke.

Aberweisungsverkehr nach allen Sparkassenplätzen Deutschlands
mit besonderer Einrichtung für Glüberweisungen.

Oberschlesische Stadtschaft

Öffent.-rechtliche Kreditanstalt (Führung der Geschäfte durch die Provinzialbank Oberschlesien)
Gewährung von Hypothekendarlehen auf Wohngrundstücke.

Reklame-
Schönhals
Klischees in allen Techniken
Entwürfe, Fotografien
fertig!
Klischeefabrik Breslau
Reuschestr. 51
Tel. 56844



... und
Tschauder
hat auch
gesiegt

... mit seinem Festhalten
an deutscher Wertarbeit
jetzt kauft die deutschbewusste
Bevölkerung Qualität

A. TSCHAUDER

Möbelfabrik

Ratibor Adolf-Hitler-Str. 22
Gleiwitz Reichspräs. Pl. 3

Gegr.
1858

Klar und schlicht wie ein Volkslied schrieb Leo Weismantel sein neues Buch

Maria

344 Seiten
Ganzleinen 5,80 RM.

Von Seite zu Seite wird das Buch zur Offenbarung für den Leser, der voll Ergriffenheit, voll hingebender Liebe, voll Spannung, voll Freude den Kapiteln folgt, der in diesem Buche ein ganz neues Marienbild entdeckt. Eine lichtvolle Klarheit erwächst um die Mutter des Erlösers. Hier wurde das deutsche Marienleben geschaffen! Das Buch, das uns das Leben und die ewige Berufung der allerfeligsten Jungfrau kündet.
F. H. Schwank-Lelfan.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Sebaldis-Verlag Nürnberg.

„Lest wieder Gedichte!“

Im Verlag

„Der Oberschlesier“ Oppeln erschien die zweite Auflage des schönsten Lyrikwerkes von Alfons Hayduk

Der königliche Bettler

Die Gedichte vom Heiligen Franz

dermann Hesse: „Stimmung und Befinnung dieses Blicks sind mir lieb.“ „Zum Schönsten, Innigsten und Liebenswertigsten neuerer Lyrik zähle ich diese Gedichte.“ (Der innere Kreis) — „Wunderbar klingende und schwingende Verse. Die Fülle des Glanzes, der Duft des Frühlings, der Eifer der Armut, das Lächeln der Demut, alles wird auch in jedem Leser wach werden.“ (Unsere Heimat) — „Die ganze, tieffühlige Eingabe eines echten Dichters spricht aus den Versen, die ich als eine ernste Predigt an unsere Zeit bezeichnen möchte.“ (Reisser Zeitung).

Umschlag und Druckanordnung

Vaquita Kowalski-Tannert, Breslau
32 S Preis brosch. 0,80 M., geb. 1.— M.

**der
große
Herder**

Vieles wissen
und mit diesem
Wissen
etwas anzufangen
wissen
lehrt der
Neue Lexikonbyp!

Auskunft beim Buchhändler
oder bei Herder, Freiburg i. B.

**DIE GEDIEGENE
GESCHÄFTSWELT
GIBT IHRE
ANZEIGEN DEM**

**OBERSCHLESIER
MAN VERLANGE
DEN
ANZEIGENTARIF**